
DER BAGGER
Grabungen zwischen Ernst und Satire
9. Ausgabe, Frühling 2009

Impressum

Der Bagger: redaktion@derbagger.org – Homepage: www.derbagger.org **Konto:** Konto-Nr.: **289 147 43 800, BLZ: 20111, Erste Bank** **Herausgeber und Medieninhaber:** Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft (Waaggasse 12/12, 1040 Wien, ZVR-Zahl: 720349459) **Redaktion:** Anna Sawerthal, Reinhard Klauser, Vitus Angermeier **Homepage:** Rupert Angermeier (chef), Vitus Angermeier (obizahra)

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Anna Sawerthal (as), Brigitte Auer (bri), Christoph Schütz (toph), Clemens Rauchenwald (clr), Christian Berner (chb), Dunja Špiler, Elad Michael Massuri, Erwin Steinbach (caru), Gerlinde Wallner (ger), Harald Höller (hh), Hubert Weinheimer (wein), Jan Korbelik (kor), Leonhard Reul (lr), Matthias Böhm (matt), Patrick McAllister (pma), Reinhard Klauser (pro), Rupert Angermeier (ra), Shoka Golsabahi (shg), Vitus Angermeier (va) **Layout und Design:** Vitus Angermeier **Titelblatt:** Sigrid Pohl **Zeichnungen/Illustrationen: Elena Anna Rieser,** Erwin Steinbach, **Martin Freinschlag** **Fotoserie:** Estelle Hödl (www.lichtungen.com) **sonstige Fotos (falls nicht angegeben):** Erwin Steinbach, Vitus Angermeier **Korrektorat:** Sandra Illibauer-Aichinger **Auflage:** 4000 Stück **Erscheinungsdatum:** 20.03.2009 **Erscheinungsort:** Wien **Unverbindliche Preisempfehlung**: 2 Euro

ISSN-Nr.: 1999-3382



Inhalt

editorial

Liebe Leserin! Lieber Leser!
Was gibt es besseres als eigene Paradeiser! Ein kleines Gemüsebeet anlegen oder einfach auf dem Fensterbrett im fein vorbereiteten Blumenkistl – wahrlich der Geschmack schlägt jede profane Supermarkt-Tomate um Längen. Auch der Sortenauswahl sind so kaum Grenzen gesetzt: Da gibt es Skurrilitäten wie die weißbehaarte Deutsche, Vaters Himbeerrote, grüne Zebras oder auch leicht an Ananas erinnernde Irakis, Spezialitäten wie japanische Zwiebeln, gelbe Eier, Ochsenherzen und Dattelweine und Persönlichkeiten wie den Prinzen Borghese, die Opernsängerin Anna Hermann oder den Präsidenten Abraham Lincoln. Und besonders Kreative können sich eine Kamate züchten: Einfach Tomate/Paradeiser auf Kartoffel/Erdapfel-Pflanze pfropfen und fertig ist das ober- wie unterirdisch fruchtbare Nachtschattengewächs. (Auf, auf, Samen besorgen! Es ist gerade noch die richtige Jahreszeit!)
Kein Wunder also, dass die anfänglich – besonders in Österreich (wie könnte es anders sein) – kritisch beäugte, frisch eingewanderte Frucht, die den Ruf hatte giftig zu sein und Liebeswahn zu erzeugen, bald die Herzen der Europäer eroberte und hierzulande gar zum mit Abstand meistgegessenen Gemüse aufstieg. Und weil wir ihn ehren und lieben, den Paradeiser, widmet sich der Bagger diesmal eine ganze Ausgabe lang seinem Heimatland: Auf ins Paradies!

Viel Vergnügen wünscht
Eure ergebene Bagger-Redaktion

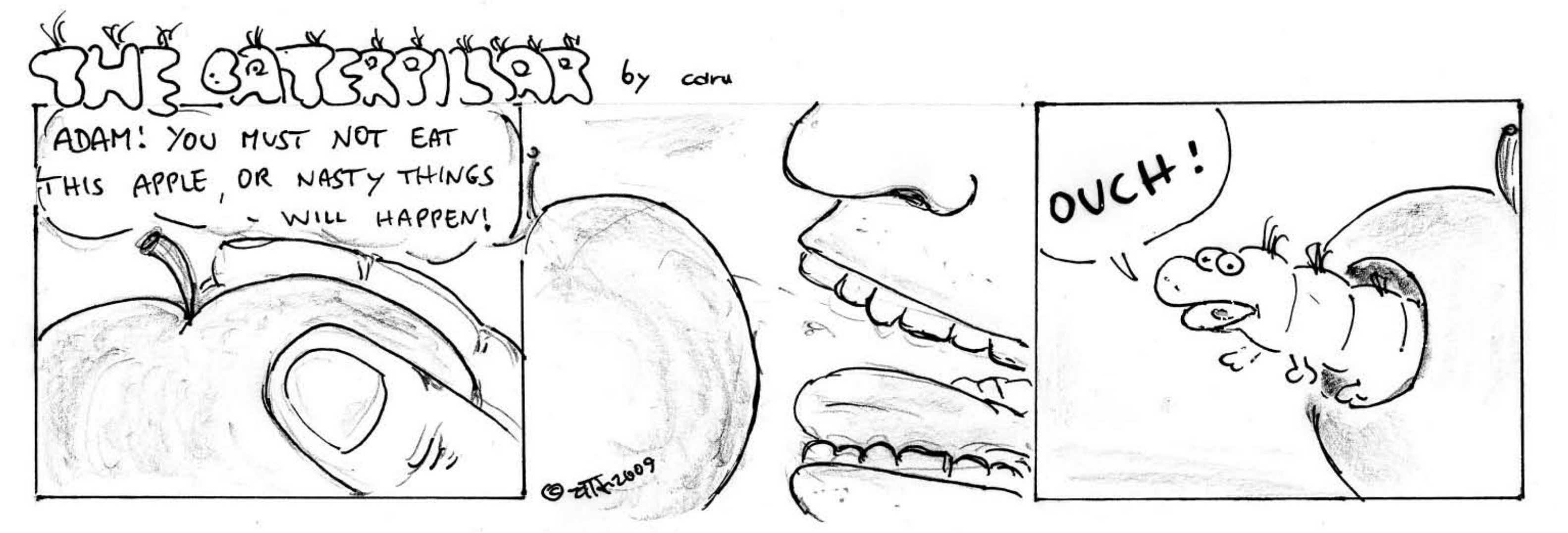
baggerdelle



Berechtigte Sorge

Also ich weiß ja nicht. Nur weil da ein paar depperte Pfaffen Unsinn machen, gleich aus der Kirche austreten? Also, ich weiß ja nicht. Die Kirche hat doch schon auch seine guten Seiten, oder? Zum Beispiel unser Pfarrer bei uns daheim, der ist nicht so einer. Dem zahl ich gern die Kirchensteuer ... oder auch der Caritas. Und Depperte und Altmodische und Antisemiten und Pädophile gibt's ja in der Politik auch immer wieder und trotzdem zahlen alle Steuern. Wenn schon, dann würd ich gleich aus beidem austreten, aber das geht ja wieder nicht.
Der Herbert sagt immer, ich soll mich von denen nicht noch länger frotzeln lassen. Er ist längst ausgetreten, sagt er, weil das kann er sich nicht bieten lassen, dass er dafür zahlt, dass da irgendwelche Leut auf seine Kosten leben, nichts gscheits hakeln und einem dann noch jeden Sonntag sagen, was man tun soll und was nicht und sich selber nciht dran halten. Und überhaupt, die Hexenverbrennungen und was die in der Nazizeit gemacht haben und die Kreuzzüge, ... meint er. Aber ich denk mir, andere haben auch Dreck am Stecken und zum Beispiel bei irgend so einer Sekte sein ist sicher noch viel schlimmer. Da wird man ja nur betrogen und ausgenommen! Das bisserl Kirchensteuer kann ich mir da schon noch leisten. Und ausserdem: Schaden kanns nicht. Weil vielleicht stimmts ja wirklich und dann komm ich, wenn ich jetzt austret' am Ende in die Hölle statt ins Paradies.

va



in paradiesum austriam

In Paradisum Austriam

und sonstiges Belangloses

Um den 17. Finanzminister der stolzen Zweiten Republik zu zitieren: Es reicht. Es muss einmal ausgiebig über die Welt gesudert werden, am besten am Stammtisch in der Roxy-Bar. Und weil Sudern gemeinhin dem DieDerDas österreichischen StaatsbürgerInNen als wesentliche und nicht uncharmante Eigenart zugeschrieben wird, wollen wir dabei auch jenem Thema widmen, welches als einziges beim Sudern tabu bleibt – Österreich.

Eines vorweg – wahrscheinlich schaue ich zu viel fern. Ich kann jedenfalls nicht garantieren, ob und von wem ich hier abschreibe. Das Folgende entspricht meinem bescheidenen Wissensstand, man könnte vielleicht auch sagen, es sei meine Meinung. All jenen, die mich aufgrund meiner Äußerungen für eineN linken nichtsnutzigen WeltverbessererErin halten sowie denen, die sich beleidigt fühlen, sei gesagt: geht's scheißen.

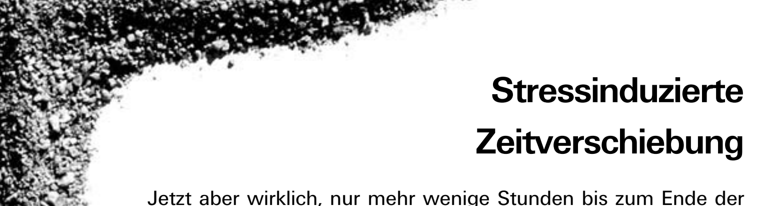
Klimaschutz ist in aller Munde – bloß tut keiner was. Wurde das Ökostromgesetz schon geändert?
Die Abhängigkeit von ausländischem Erdöl und -gas wird ausgiebig beklagt. Gleichzeitig steigen Ölpreis und Schadstoffemissionen, was tut man? Man baut eine neue Pipeline, anstatt die leidige Wirtschaftskrise dazu zu nutzen, Alternativen zu entwickeln und neue, effiziente Systeme der Energiegewinnung zu etablieren; beliebtes Stichwort unter gutangezogenen Grünen und anderen Besserwissern: Nachhaltigkeit. Man muss ja nicht gleich der Utopie dieser „Umwelt!"-Schreier verfallen und aller fossilen Energie abschwören – aber wenigstens ein Versuch, langfristig das Budget und die Umwelt zu schonen, wäre angebracht. Der kaum erkennbare politische Wille lässt aber deutlich auf das Gewicht der bösen Lobbys bzw. ehemals staatsnaher Energiekonzerne schließen. Letztere sind nämlich ja geradezu dazu dem Gesetz des Marktes entsprechend dazu verpflichtet, ihren Gewinn von Jahr zu Jahr steigern – unter einer Milliarde geht sowieso nix, das verärgert die Investoren. Und leider ist es auch nicht mehr so einfach, eine Ölförderanlage im südamerikanischen Dschungel zu errichten und billig schwarzes Gold zu schürfen, dass die Pipelin kracht.

Nun zur unausweichlichen, alles beherrschenden Wirtschaftskrise – sie ist das Produkt eines Systems, in dem es zugeht wie in einem Bienenstock; überall summen und werken so genannte Finanzdienstleister, das sind sozusagen Arbeiterbienen, nur eigennütziger und weniger fleißig.
In den letzten Jahren wurde es modern, im beständigen Streben nach Vermehrung – diesmal weniger sexueller Art – sein Geld in Fonds, Anleihen und Zertifikate zu stecken; so glaubte man; und ebenso war man dazu angehalten, um nicht von allen anderen belächelt und für verrückt erklärt zu werden, über Gewinngarantien und Kapitalanlagen zu debattieren („Was?! Du musst doch dein Geld vernünftig anlegen!!!"; „Also mein Berater bei der Invest-Management AG hat g'sagt..."). Heute sind aufgrund der aktuellen Entwicklung im Finanzwesen konservative Sparformen bei uns in. Einige haben freilich einiges an Geld verloren – bei uns kleinen Leuten ist dergleichen ja noch vergleichsweise harmlos; wen kümmern schon die rund 4.500 Angeschmierten, die ihr Geld an AWD verschenkt haben; oder all die anderen, die dem Herrn Generaldirektor den Dienstwagen aus Bayern finanziert haben und selber einen Nissan-SUV geleast haben? Wenn man nicht selbst betroffen ist, ist einem so etwas wurscht – gelinde gesagt.
Aber von Beginn an. Eine Zeit lang hat man Geld verdient, indem man Kredite sozusagen in Saufutter verwandelt hat, mittels welchem sich der rechtschaffene amerikanische Bürger ein Häusel angeeignet und die Kredite und Anschlusskredite damit gedeckt hat – ist schließlich viel wert, und wird ständig wertvoller, so ein Haus. Wie sich herausstellt, kann man Kredite verkaufen und damit Kohle machen. Leider waren die Häuseln gar nicht so wertvoll – kein Wunder, sind ja alles Holzhütteln, die beim kleinsten Windhauch (oder Flugzeug...) schon umfallen. Diese Bretterhaufen sind also plötzlich völlig wertlos, und dann kann's schon mal passieren, dass ein Kredit nicht mehr bezahlbar ist – wir kennen die Fortsetzung: traditionsreiche Banken können nix mehr zahlen und schreiben Milliardenverluste. Milliarden! Gut, dass es die Notenbanken gibt, die Knödel lockermachen, und vor allem den Staat, der zwar zahlend und garantierend beistehen darf, aber nicht mitreden. Das wäre ja noch schöner – der Markt reguliert sich schließlich selbst, und der Steuerzahler, welcher die Staatsmänner per Wahlurne eingesetzt hat und letztlich diese Unternehmungen mitfinanziert, ist sowieso viel zu unmündig. Wer braucht öffentliches Interesse, wenn es die Privatwirtschaft gibt? Oh, aber die Privatwirtschaft brauchen wir für den vielzitierten Wettbewerb, welcher jedemR aufrecht gehenden Lebewesen aufgedrängt wird und darüber hinaus die Ausbeutung von Arbeitskräften (="Menschen") rechtfertigt; und uns billige Milch beschert.
Jetzt geht's also dahin. Die aufgeplatzte Blase schleudert den Virus in der Fasson einer Pandorabüchse in alle Ecken der Welt. Infiziert, wie man dieser Tage gerne sagt, werden etliche Finanzinstitute, und schließlich, es muss so kommen, erwischt es die so genannte Realwirtschaft. Die Banken rücken nämlich aus gegenseitigem Misstrauen keine Kröten mehr raus – der nette Manager vom Geldhause gegenüber, mit dem man abends zusammen ‚ne Line oder um die Häuser zieht, könnte faule Kredite gekauft haben. Erstaunlich, aber da dürfte eine Art Hausverstand eingesetzt haben. Bauwirtschaft, Konsum, Exporte, alles bricht ein. Das adrette Gesäusel der ARD-NachrichtensprechendInnen und das Blabla ungehörter Experten nivellieren die zum Himmel schreienden Ungerechtigkeiten, die uns durch die ständige Wiederholung allmählich anöden; schon lange sind uns ja auch die verlausten Kinder mit den Hungerbäuchen in der ehemals dritten Welt wurscht. Interessant wird es wieder ab dem Zeitpunkt, da es die Automobilindustrie herbeutelt. Wenn die Sache nicht so traurig wäre und man nicht beständig betrübt das Haupt schütteln müsste, wäre es eigentlich zum Lachen. Aber es ist zum Jammern. Mit einem Mal stellt man fest, dass die Leute keine neuen und schon gar keine spritfressenden Autos mehr kaufen, sondern lieber die alte Karre pflegen (tatsächlich reiben sich Automechaniker angesichts des blühenden Geschäfts die öligen Hände) – aber da war es schon zu spät. Weil DAMIT wirklich niemand gerechnet hatte, – ist ja auch völlig irrational, auf ein brandneues Auto mit 200 PS und männlichen 11,5l Verbrauch pro 100km zu verzichten – waren auf der Automesse in Detroit Anfang des Jahres auch nur traurige Autohersteller vertreten. Nur ein gewisser Hr. Wiedeking freute sich wie eine Elster – Porsche wird's immer geben.
Zum Glück gibt's Leute wie die Merkel, welche dank neoliberaler Gesinnung immer zuerst an das Wohl der Wirtschaft denkt. Die Leute sollen gefälligst das tun, wofür sie da sind – konsumieren.
Daher führt man die Abwrackprämie ein, über die sich am meisten wahrscheinlich die Japaner freuen, pro Kind gibt's einen 100er; unsinnigerweise erhöht man auch die Lkw-Maut – ein Impuls für den wichtigen Wettbewerb: kleine Unternehmen gehen unter, große bleiben. Und es gibt ja noch die Bahn (ohne Kommentar...)! Die hiesige Edition von Laurel&Hardy, begierig, möglichst viel Geld hinauszuschmeißen, weil sie noch nicht genug Geld für Regenschirmhalter und Photoshop-Tutorials ausgegeben haben, packen die Gelegenheit beim Schlawittel und führen ebenfalls eine Schrottprämie ein; der Mist wird auch noch im Fernsehen beworben. Immerhin, in Deutschland greift die Maßnahme offenbar. Schließlich braucht man Autos und viele Straßen – weil, der öffentliche Nahverkehr bringt's ja nicht wirklich, wenn nicht ausgebaut und unleistbar.

Um das Land mit möglichst vielen Asphaltfleckerlteppichen zu übersäen, gibt's in Österreich die Asfinag. Die hatte zuletzt um die 10 Mrd (abermals: Milliarden!) EUR Schulden, was man auf schlechtes Wirtschaften zurückführen könnte. Ist aber eh wurscht, weil die Vorstände beim nächsten Regierungswechsel sowieso wieder abgesetzt werden; den armen geschassten Würschteln gewährt man eine fette Abfertigung – Vertrag ist Vertrag (dies gilt übrigens nicht – oder doch, aber pssst – für die Eurofighter, über die auch keiner mehr redet – warum hat der Zivi mit der geschmacklosen Brille noch immer einen Ministerposten?).
Wenn wir schon bei Staatsnahen sind (nein, jetzt kommt nicht die Kirche dran): mein Herz blutet ja angesichts des Verkaufs unserer traditionsreichen rot-weiß-roten Airline. Österreich, mit einer stolzen, bunt durcheinandergekauften Flotte im internationalen Flugverkehr, das war unsere tapfere AUA. Jetzt gibt's nur noch den Niki Lauda (alles Gute zum 60er, Niki). Als ob das Versagen des Herrn Ö. u.v.a.m. nicht schon peinlich genug wäre, stopft man das klaffende Loch mit 500 Mio EUR (gehören dem Staat) und schmeißt Ö unverschämterweise noch eine Abfertigung nach – siehe Asfinag.
Wenigstens hat man sich jetzt endlich eines anderen Fasses ohne Boden, nämlich der Krankenkassen erbarmt. Da traue ich mir wenig sagen, außer: warum erst jetzt? Warum hat man das System nicht schon längst modern und effizient gestaltet? Sagt einem nicht schon der gesunde Menschenverstand (der Terminus „Hausverstand" wird ja derzeit von einem gut gehenden Nahversorgungskonzern missbraucht), dass Prophylaxe billiger kommt als Behandlung? Warum darf man bei Wahlkampfveranstaltungen noch immer Freibier an unterentwickelte Provinzburschen ausschenken?
Wann begreift man, dass Österreich, ja Europa! deshalb von Negern, Spinnen und Tschuschen überlaufen wird, weil diese nichts zum Beißen haben, obwohl die Wirtschaftsleistung der Welt ausreichen müsste, um jedem Erdenbürger ein artgerechtes (sozusagen „Bio-") Leben zu ermöglichen (am Ende könnte man mit derlei auch noch Geld verdienen). Oder sie haben Krieg und/oder Korruption am Hals, was selbsterklärend immer mit Reichtum und Macht zusammenhängt – und wo fällt die Rekrutierung für den Kampf gegen das Böse auf fruchtbaren Boden, wenn nicht in den kargen Minenfeldern Afghanistans? Wann hört man auf, die Marktpreise für Rohstoffe und Nahrungsmittel zu ruinieren, sodass ganze Nationen ihrer Existenzgrundlage beraubt werden? Wann denkt man zur Abwechslung einmal an andere? Warum beträgt die Lebenserwartung in Simbabwe nur etwa 30 Jahre? Wieso denkt der so genannte zivilisierte Mensch in Quartalen statt in Generationen? Warum reden alle von Veränderung, aber keiner tut was? Ist das die Welt des 21. Jahrhunderts?
Die Lösung des Problems ist klar – wir brauchen mehr Science Fiction!

Okay, der Schluss ist schwach.
Dann eben: Lernen Sie Geschichte!

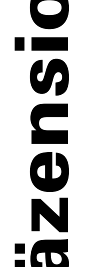
chr



Stressinduzierte Zeitverschiebung

Jetzt aber wirklich, nur mehr wenige Stunden bis zum Ende der letzten, bereits zweimal verlängerten Nachfrist. Diesmal geht es sich aus, dass der Plan fertig ist bevor im Copyshop die Lichter ausgehen, dass das Buch wieder in der Bibliothek steht bevor der Nachtwärter seine einsamen Runden dreht, dass der Artikel bei der Lektorin eintrifft, bevor die Zeitung in Druck geht. Jedes mal das gleiche, solange es geht wird alles hinausgeschoben - „Ich kann unter Druck am besten arbeiten" - und schließlich unter größtem Druck die Erkenntnis, dass auch die beste Arbeit nicht ausreichen wird um über viele Monate Versäumtes in wenigen Tagen aufzuholen.
Ein klassisches Einsatzgebiet für die stressinduzierte Zeitverschiebung. Wird die Belastung kurzfristig zu groß, wird einfach etwas Zeit vorverlegt, welche sonst beispielsweise an einem verregneten Novembersamstag für Nasenbohren und andere kontemplative Tätigkeiten genutzt werden würde. Kleine Brüche im Zeit-Raum-Kontinuum sollen uns dabei nicht weiter stören.
Die Welt würde eine grundlegend andere sein: Ersteinmal würde wohl alles funktionieren, noch dazu termingerecht und pünktlich. Doch schon bald würden faule und flndige Köpfe entdecken, dass bei dauerhaft hohem Stresslevel quasi unbeschränkt Zeit zum Vertrödeln vorhanden ist. Hastig würde die Menschheit ihre Nachmittage in Cafehäusern verplempern, von der terminlichen Enge gehetzt säßen wir in Parks und beobachteten mit nervös zuckenden Blicken die Spatzen beim Aufpicken der Brotkrumen die wir ihnen rastlos zuwerfen. Getrieben würden wir an lauen Sommerabenden nochmal um den Block schlendern, uns schnell ein kleines Eis mitnehmen um dieses nur zur Hälfte verzehrt wieder wegzuwerfen, wild winkend ein Taxi rufen, das uns auf schnellstem Weg in den Gastgarten bringt, wo wir in letzter Minute zu unserem Freunden stoßen, welche sich bereits in einer hektischen Diskussion verzettelt haben, bevor...
Bevor was eigentlich?
Nein, da bin ich lieber in aller Ruhe zu spät dran.

ra



Glückliche Inseln

Über die Suche nach vollkommener Freiheit auf den Weltmeeren

Vor der Ostküste Englands, nahe der Themse-Mündung, gibt es einen kleinen Staat namens Sealand. Dort regiert, seitdem sein alter, kranker Vater 1999 das Amt auf ihn übertragen hat Prinzregent Michael. Aber zurück zum Anfang: Als in den späten Sechzigern in Großbritannien noch die BBC das Radiomonopol innehatte und dieses schamlos ausnutzte um nur altmodische, verstaubte Musik zu spielen, machten sich an allen Ecken und Enden Piraten daran, dieses Übel zu ändern und gründeten sogenannte Piratensender, die alles spielten, was das Herz begehrte. Nun fühlte sich aber die BBC dadurch in ihrer Erhabenheit und Größe verletzt und machte in Komplizenschaft mit der britischen Herrschaft und Gerichtsbarkeit den Piraten das Leben schwer. Die Lösung für die Piraten war naheliegend, denn Piraten gehören aufs Meer und wo ließ es sich besser Radio machen, als auf einer einsamen Insel knapp vor der englischen Küste, wo die britische Gerichtsbarkeit keine Macht hätte und unbeschwert Klangwellen produziert und hinüber auf die große Insel geschickt werden könnten. Nun waren glücklicherweise aus dem großen Krieg einige Seefestungen – die sogenannten Maunsell Forts, künstliche Inseln aus Stahl und Beton – verwaist und ungenutzt zurückgelassen worden. Diese erfreuten sich bei den Piraten in kürzester Zeit großer Beliebtheit – ja sogar richtig umkämpft wurden sie.

Im Jahr 1967 eroberte Paddy Roy Bates samt einigen Gefolgsleuten die Seefestung Fort Rough, die allen anderen gegenüber einen entscheidenden Vorteil hatte: Sie lag knapp ausserhalb der britischen Hoheitsgewässer, die nur einen drei Seemeilen breiten Streifen rund um das Festland umfassten. Bates ließ sich zum Herrscher über das frisch gegründete, vollkommen unabhängige Fürstentum Sealand ausrufen und regierte fortan zusammen mit seiner Frau als Fürst Roy und Fürstin Joan von Sealand. Der junge Staat hat seitdem eine bewegte Geschichte hinter sich. Von Schwierigkeiten bei der Anerkennung durch andere Staaten und Versuchen der britischen Krone und seiner Marine, die Seefestung zu beseitigen über deutsch-holländische Putschversuche, die in einer Rückeroberung durch den rechtmäßigen Herrscher und der Gründung einer nach wie vor existierenden Exilregierung in Deutschland endeten, bis hin zu einer Feuersbrunst im Jahre 2006, hatte das kleine Reich mit einer breiten Palette an Schwierigkeiten zu kämpfen. Und der urprünglich geplante Radiosender wurde ebenfalls nie installiert, da England kurz nach der Gründung sein Rundfunkgesetz dahingehend änderte, dass auch Radiowellen die von ausserhalb der Landesgrenzen eindrangen strafrechtlich verfolgt würden. Und wenn es doch frei von allen Steuern und Obrigkeiten war, alles in allem schien das Fürstenhaus von Sealand, das übrigens nur phasenweise auf seinem angestammten Sitz residiert, mit seinem Staat nicht so ganz glücklich zu werden – was sich auch in wiederholten Veräusserungsversuchen wiederspiegelt. Der bekannteste unter diesen ist wohl das Gerüchtesüppchen über die Kaufambitionen der Pirate Bay, modernerer Piraten die nicht mehr Radio machen, sondern ihr Geschäft mit geraubten Gütern aus der Unterhaltungsbranche machen.

Schwimmende Inseln

Menschen, die sich auf eine einsame Insel wünschen, wo sie nach ihrem eingenen Gutdünken tun und lassen können was sie für richtig halten gibt es genug. Einige träumen nur hie und da davon, andere schmieden große Pläne. Problematisch dabei ist nur: Die guten Inseln sind alle schon besetzt. Aber dieses Problem ist leicht gelöst. Ich baue mir einfach meine eigene Insel! Ein bisschen Recherche bringt unzählige Projekte zutage, viele davon inzwischen wieder aufgegeben, fast alle aber mit ausführlicher bildlicher Dokumentation der verfolgten Träume. Was den meisten fehlt ist eine gewisse Gründlichkeit und Breite der Planung, die für die Realisierung der Ideen wohl notwendig wäre. Eine dieser Utopien jedoch hebt sich vom Rest genau in dieser Hinsicht ab: die des Seasteading Institutes aus San Francisco. Die gut strukturierte, umfangreiche Homepage des Unternehmens macht den Eindruck, dass die Bestrebungen relativ ehrgeizig, gründlich und im Vergleich zu ähnlichen Projekten sehr ergebnisorientiert sind. Unter anderem entsteht hier ein sich parallel zum Projekt weiter entwickelndes Handbuch, das gleich auf der ersten Seite definiert, worum es sich bei einem seastead handelt:

A seastead is a structure designed specifically for permanent living on the ocean's surface. There are many aspects to designing such structures, including motivation, engineering, infrastructure, and project planning. The primary motivations for living on these structures are a desire for political and/or religious freedom, a more environmentally sound way of life, and the sheer adventure of it all. A seastead must be able to withstand strong waves, winds, and currents. We describe previous attempts at ocean occupation and several possible designs. Our top choice is based on a hollow vertical tube, called a spar. A ballasted flotation hull is attached at the bottom and a living platform is attached at the top. The spar keeps the hull well below the waves and the platform well above them. The residents will also require food, water, and energy. Energy comes from a combination of solar, wind, wave, and diesel generators, water comes from collected rainwater, solar distillation, and reverse osmosis, and food from hydroponics and high density „victory gardens." We advocate an incremental development model based on niche markets and prototypes, rather than a single large and financially risky project.

Und auch an Geld scheint es dem Seasteading Institute nicht zu fehlen. Gleichsam als Einstandsgeschenk wurde es von Peter Thiel, dem Mitbegründer des Online-Bezahlsystems PayPal mit 500.000 US-Dollar unterstützt.

Eine Familiengeschichte

Ideengeber, Gründer und nun Executive Director dieser Einrichtung ist Patri Friedmann. 1976 geboren arbeitete er nach seinen Studien in den Fächern Mathematik und Informatik einige Jahre als Ingenieur bei Google bevor er sich seiner jetzigen Tätigkeit verschrieb. Er lebt mit Frau und Kind in einer Art Kommune namens Tortuga im Silicon Valley, ist ein überaus fleissiger Blogger, der sich insbesondere mit den Themen Politik, Gesundheit/Diät, mit seinem eigenen Leben (Ein wichtiger Begriff scheint für ihn self-development zu sein.) und natürlich mit Seasteading auseinandersetzt, und er bezeichnet sich als Anhänger des Anarcho-Kapitalismus – eine Strömung die dem libertarianischen Flügel der US-amerikansichen Politik zuzurechnen ist. Letzteres kommt nicht von ungefähr. Patri ist der Enkel des berühmten Politikwissenschaftlers und Nobelpreisträgers Milton Friedman, dessen liberalen Überzeugungen großen Einfluss auf die Politik von Richard Nixon und Ronald Reagan hatte. Milton gilt somit als Vordenker der liberalen Geistesgrundhaltung, die möglichst geringes Eingreifen des Staates in Wirtschaft und Sozialleben propagiert und die Dominanz eines freien Marktes für das ideale Instrument zur Lenkung einer Gesellschaft hält. Ab den Achzigern hatte diese Richtung den zuvor vorherrschenden Keynesianismus weitgehend abgelöst und, ausgehend von den USA, die Wirtschaftspolitk der Welt maßgeblich geprägt. Auch anderswo, insbesondere in Großbritannien unter Margaret Thatcher sowie ansatzweise in Deutschland unter Helmut Kohl fand der Wirtschaftsliberalismus Anklang – aber nicht nur dort sondern z.B. auch in Argentinien, wo unter Pinochets Diktatur ein wirtschaftsliberales System installiert wurde, dessen Unterstützung Milton Friedman von seinen Feinden oft vorgehalten wurde. Nun, nach der jüngsten Phase dieser Periode – samt der zweifelhaften Anwendung der liberalen Gedanken auf die Politik, dem sogenannten Neoliberalismus –, welche die USA sowie die gesamte Welt in eine politisch wie wirtschaftlich äusserst prekäre Lage gebracht hat, scheint zumindest der wirtschaftliche Liberalismus für eine Weile ausgedient zu haben und Staatschefs besinnen sich rund um den Globus auf alte, interventionistische Methoden. Was die bessere Wahl ist und ob es nicht auch andere Möglichkeiten gibt, sei hier dahingestellt.

Auch Patri's Vater, David D. Friedman, Professor für Rechtswissenschaften, Buchautor auf verschiedenen Gebieten sowie selbsternannter anarchist-anachronist-economist, und als solcher wichtiger Kopf der anarcho-kapitalistischen Theorie, verfolgt dieselbe Schiene. Wie sein Sohn tritt er für einen radikalen Liberalismus ein. Im Gegensatz zu Milton, der eine staatliche Institution als notwendig erachtete, ist David der Meinung, dass im Grunde kein Staat notwendig sei und dieser nach und nach all seine Potenzen und Kompetenzen privatisieren sollte, um so einen friedlichen Umstieg in eine kapitalistische, anarchistische und somit seiner Überzeugung nach bessere Gesellschaft zu ermöglichen.

Patri, der seinen Vater durchaus als einen seiner Einflüsse nennt, ist hingegen der Meinung, dass ein solcher Wandel, hin zu einer freien Gesellschaft nach seinen Idealen, in einem bereits existierenden Staat nicht oder nur sehr schwer möglich sei. Aus dieser Tatsache ergibt sich für ihn die konsequente Notwendigkeit der Gründung neuer Gesellschaften und dies wäre, da die Erde bereits verteilt ist, eben nur auf hoher See möglich. Dort sollen nach seiner Vorstellung in Zukunft flexible Staaten, bestehend aus mehreren Seasteads mit möglichst vielen, verschiedenartigen Gesellschaftssystemen, denen sich Menschen nach Belieben anschließen können, und zwischen denen auch jederzeit gewechselt werden darf, sanft, friedlich und glücklich auf den Wellen schaukeln.

Wer nicht warten kann, bis diese oder eine andere Utopie endlich verwirklicht wird und uns das Paradies auf Erden bringt, findet sein Glück vielleicht schon heute – auf den Inseln hinter dem Winde.

Weiterführendes:

- *http://www.sealandgov.org – Die Regierung von Sealand*
- *http://principality-of-sealand.eu/ - die Exil-Regierung von Sealand*
- *http://seasteading.org – The Seasteading Institute*
- *http://patrifriedman.com/ - Patri Friedmans Überblicksseite*
- *http://www.daviddfriedman.com/ - David D. Friedmans Seite (inkl. Online-Versionen seiner Bücher)*
- *James Krüss: Die Glücklichen Inseln hinter dem Winde. (ISBN: 3-55135-392-1)*

va

Fotoserie Paradies | Alexander Gebetsroither





E-Mails aus dem Irak

Auch Querflöten spielen gehört zum Krieg dazu. Eine US-Soldatin, die im Irak als Querflötistin stationiert ist, hat sich etlichen trivialen Bagger-Fragen zu ihrem Alltag, ihren Beweggründen und ihren Eindrücken im Irak angenommen. Hier ihre ungekürzten und unkommentierten Antworten:

Where exactly are you stationed in Iraq?
In Bagdad.

What is your job?
I'm a musician (flute/piccolo player) with the 10th Mountain Division Band.

How long will you be there, since when have you been there?
I've been here since the beginning of '08 and will leave hopefully early 2009. I'm not sure when we are actually leaving.

How does your day look like?
Well, I can't give you times, but we exercise in the morning, then eat breakfast and head to work. During the day we either practice our instruments and/or have rehearsals. Also we all have different jobs within the unit. My jobs are supply, mail clerk, unit photographer/public affairs, unit historian and I'm the section leader for the flute section.

What was your motivation to become a soldier?
My motivation was that I come from a military family and my mother told me that the army had a band program my senior year of high school. So I joined the army to get paid doing what I love to do. Play music!

Why did you choose to go to Iraq?
I didn't choose to, I was given orders to go to a unit that deploys often.

What do you like about your job?
What I love about my job is that I get to uphold the traditions of the United States Army and play music that was played in the military since it was formed. I love going out and playing Christmas carols during the holidays and just playing for the public in general. Plus, I get to travel all over the world just to play the flute!

What do you like about being in Iraq?
What I like about Iraq is the fact that I get to have my husband here with me. I've only gone outside the base once and that was to play for a school opening. I think it's great that the kids are able to go back to school.

What do you dislike about your job? What do you dislike about being in Iraq?
There are a lot of things all soldiers don't like about the military, but they're things that we must accept in order to have the career that we have. The main things I don't like about Iraq are the summers. I got so sick and tired of sweating every day! 120 degrees is no joke!

Do you get chances to see a lot of the country?
Well, the whole band is broken down into many different groups. For example: Rock band, Dixie band, ceremonial band, woodwind quintet, brass quintet, etc. I'm in the Ceremonial band and we don't get to go very many places. However the other groups get out quite often.

Do you ever feel in danger?
Not really, our base is quite secure so I'm not worried at all. Plus as I said above, I don't leave the base very often, but when I do, I get a bit nervous because I know that the attacks haven't stopped even though there aren't very many of them these days - which is a good thing!

What do you miss about the States? What don't you miss?
I miss my family, being able to get in my car and go to the mall or out to eat. Being able to watch a movie as loud as I want and not worry about the neighbor banging on the wall! The big thing I miss is not having to get dressed in middle of the night when I have to go to the bathroom!!! There are so many things I miss about being home and it's all mainly the little things we take for granted every day!
I don't miss the NY winters! But I miss everything else! lol

How do you contribute to the success of the US army?
Well, by providing music to the troops. Being a member of an army band means a lot, your providing moral to your fellow soldiers as well as keeping army traditions alive that date back to the civil war and even further than that.

Do you think the American involvement in Iraq is a good idea?
That's a very common question. It's also one of the toughest ones to ask a soldier because of the unique position that they are in. Some answers could get us in trouble so all I'm going to say is that yes, I believe it is a good idea.

How do you contribute to the society of Iraq?
Well. We played for several ceremonies that had to do with opening new schools for the Iraqi children. We also had brought some school supplies to hand out to them as well. I personally bought candy to hand out to them, but to my surprise they didn't want any. Lol. I thought that was a bit unusual!



Is the US army doing a good job there?
I believe we are. From my point of view, the less attacks the better! Means that we are doing our job. Also the Iraqi army seems to be getting the hang of things! So hopefully soon we'll be able to let them take over!

How long, in your opinion, should the troops stay in Iraq?
Even though we all want this war to be over and go home, we don't want to just get up and leave. We want to make sure that the Iraqi people will be safe and protected against the terrorists who want to be in control. So until the Iraqi army is equipped well enough to take care of that themselves, then we need to be here to help them.
What is your relationship with Iraqis? I don't really have one. I met a few kids, but that was about it.

How is the mood within the troop?
I can only speak for my unit. We have been here about 7 months now and we have our spats here and there but we are still in good spirits. However we are defiantly ready to be away from each other for a while!

What is the most memorable experience so far?
When we opened the school, I went to visit with the kindergarten and one of them had a soldier's hat on his head along with his sunglasses. It was truly funny as well as cute.

What do you expect from the next couple of months?
I really don't expect anything! I have my own personal things going on, like getting promoted and starting college, but that's about it really!

Is there anything else worthwhile or funny or important for you that you wanna tell?
I feel truly blessed that I found someone that I can share this experience with! I married a soldier in my unit and I am one of the luckiest people here. If I had to leave my spouse behind, this deployment would suck so much! So I give props to everyone that had to do so!

Die Fragen wurden vor der Wahl Obamas gestellt.

as



Adam Ries im Paradies

Eine Ballade von der Schöpfung der Zahlen

Es schufen einst die Götter Welten, gänzlich ohne Zahl
Sie schufen Sonnen, Monde, Sterne, Meere, Berg und Tal

Auch waren diese Erdenrunde voll von Paradiesen
Und Menschen wurden dort geformt, genannt: Die Adam Riesen

Es kreucht' und ffieuchte viel Getier in unzählbarem Heere
die Himmel schwarz von Vogelschwarm, von Fischen voll die Meere

Die Götter blickten auf ihr Werk mit stolz geschwellten Brüsten
Man sieht es gleich, so sprachen sie, wie uns die Musen küssten

Die Adam Riesen riefen aus, in unzähligen Zungen
Oh Götter, ganz vortrefffiich sind die Werke euch gelungen

Wir wollen nicht undankbar sein, für das, was ihr gegeben,
doch es ist wahrlich eine Qual, so ohne Zahl zu leben

Es lässt sich nicht der Sonnen Zahl, noch die der Welten nennen,
wir selbst sind so unzählig gar, dass wir uns nicht erkennen

Die Götter sprachen voller Gnad, wir gaben euch das Leben,
nennt nun die Zahl der Dinge ihr, so werden wir sie geben

Wir wollen selbst nur einer sein, so sprachen Adam Riesen
und eines nur begehren wir, von allen Paradiesen

Als Adam Ries im Paradies die Zahl der Dinge wählte,
da staunte selbst der Götter Schar, weil er so trefffiich zählte

Es herrschte strenge Ordnung nun im ganzen Paradiese,
denn jedem Ding ward seine Zahl genannt, nach Adam Riese

Am End jedoch sprach Adam Ries mit recht verschmitzten Zügen
Ihr Götter selbst sollt einer sein, das würde mir genügen

Es sprach der Herr, dem Adam Riese gar nicht mehr gewogen,
Die Macht der Zahlen gab ich dir, doch du hast mich betrogen

Und Gott verbannte Adam Ries aus seinem Paradiese
Doch jener nahm die Zahlen mit. So war's, nach Adam Riese.

clr



Ab ins Schlaraffenland mit euch!

„Meerkatzen, das heißt, Affen aus Afrika; Gestalten einer verkehrten Welt, wo die Häuser sich auf der Spitze einer Nadel erheben und die Erde über dem Himmel steht.“ Umberto Eco

„In der Schlauraffenzeit da ging ich und sah: an einem kleinen Seidenfaden hing Rom und der Lateran, und ein fußloser Mann, der überlief ein schnelles Pferd, und ein bitterscharfes Schwert, das durchhieb eine Brücke. Da sah ich einen jungen Esel mit einer silbernen Nase, der jagte hinter zwei schnellen Hasen her – “
Was soll der Unsinn? Nun ja, so beginnt Nr. 158 aus der Kinder- und Hausmärchensammlung der Gebrüder Grimm: das Märchen vom Schlauraffenland. Wie vieles andere, was sie als authentisches Volksgut ausgaben, hatten die Grimms auch diesen Text nicht aus dem Munde einer analphabetischen Bauersfrau, sondern aus anderer Leuts Büchern. Er stammt aus dem 13. Jh. und erschien 1836 unter dem Titel Sô ist diz von lügenen in der Reihe Altdeutsche Blätter? Immerhin übersetzten sie das gereimte Mittelhochdeutsch eigenhändig beinah fehlerlos und zensierten nicht mehr als ein paar Fäkalausdrücke – zu denen kommen wir noch. Mysteriös bleibt nur, warum sie die schlichten affen in neuhochdeutsche „Schlauraffen“ umwandelten und dann auch noch im Titel deren „Land“ aufscheinen ließen. Denn abgesehen von Rom (siehe oben) spielt die Handlung eindeutig in Westdeutschland: „Ein [ein]jähriges Kind warf vier Mühlensteine von Regensburg bis nach Trier und von Trier hinein in Straßburg…“ Was verschoben worden war, um aus der vertrauten Welt die verkehrte zu machen, war eben nicht der Ort, sondern die Zeit; die affen zît mag etwas ähnliches gewesen sein wie die australische Traumzeit oder die „Drogenzeit“ eines LSD-Konsumenten à la Timothy Leary. Deswegen muß der ursprüngliche Erzähler trotzdem weder Fliegenpilz noch Stechapfel gegessen haben: Titel und Text sagen ja laut genug, daß alles erlogen ist.

Aber von wegen Essen…

Als Kinder haben wir die Geschichte trotzdem anders gehört. Wo bleiben die Kuchensträucher, die Wurst- und Brezelbäume und die gebratenen Gänse, die eßfertig in der Gegend umherflattern? Unser aller Kopfbild vom Schlaraffenland stammt aus der letzten Variante des Mythos, die in deutscher Sprache populär wurde – der einzigen, die je für Kinder gedacht war und noch heute unverändert in Kinderbüchern abgedruckt wird. August Heinrich Hoffmann von Fallersleben (unter anderem Mitherausgeber der Altdeutschen Blätter) dichtete sie 1844: „Kommt, wir wollen uns begeben / jetzo ins Schlaraffenland…“ Ganz bestimmt war sie bestens geeignet, biedermeierlichen Bürgerskindern das lange Warten aufs Abendbrot zu vertreiben, mit imaginärem Luxusnaschwerk aus südlichen Gefilden: „Feigen wachsen in den Hecken, / Ananas im Busch umher.“ (Und seit ich fünf Jahre alt war, frage ich mich, wie das aussieht, wenn Ananas im Busch umherwachsen.)
Beim Blick über die Schlaraffenliteratur fällt auf, daß tatsächlich alle Beschreibungen Schlaraffiens dieses Motiv gemeinsam haben: Reichlich feines Essen, das einem in den Mund wächst. Wände aus Lebkuchen, Häuser mit Speckbroten gedeckt, Milch- und Honigbäche. Aber denselben Zug zeigen andere Geschichten auch. Hänsel und Gretels Hexenhaus hat ein Brotdach und Zuckerfenster. Für die toten Helden in Walhalla gibt es Met und gegrillten Eber ohne Ende, und der Eber hat sogar noch Spaß dabei. Heinrich Heine war einst im Traum ein Harlekin unter dem Spaghetti-Baum, und das Sonnenlicht in den Pasta-Zweigen war zerlassene Butter – all das, und noch manche anderen Sagen-Festmähler, die auf nicht ganz so wundersame Art zustandekommen (wie die wiederholten Hundert-Rinder-Opfer bei Homer, sakrale Grillpartys fürs Ohr), waren schlicht Hungervisionen. Die Leute, die sie einander erzählten, hatten eben zu wenig zu essen. Hoffmanns genäschige Zuhörer hungerten zwar nicht, aber von dem Stoff, mit dem man in seinem Schlaraffenland die Straßen pflastert – Bonbons, Torten und Marzipan – kriegt ein Klischee-Kind nie genug.

Drey meyl hinder Weyhnachten

Das Schlaraffenland, das jeder kennt (und oft den Grimms zuschreibt, schließlich liest man davon in Märchenbüchern „nach“ den Gebrüdern Grimm), hat aber noch ein paar Features mehr. Zum Beispiel hat mir ein würdiger alter Herr versichert, es liege „drei Meilen hinter Weihnachten“, und wer hinein will, müsse sich durch einen Berg von Hirsebrei essen. Das kommt nicht mehr aus einer bloßen Prosaifizierung von Hoffmanns Kinderliedchen; dafür – für den ältesten deutschen Text, der das Schlauraffen Landt eingehend beschreibt – zeichnet Hans Sachs verantwortlich.
Auch Sachs, im Jahre des Heils 1530, schildert hinter dem Hirsebreiwall zunächst ein Freßparadies: „Auff den Tannen wachssen Krapffen / Wie hie zu Land die Tannzapffen.“ Das ist aber erst das halbe Gedicht. Wichtiger sind die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Schlauraffen. Es fängt damit an, daß sie fürs Schlafen bezahlt werden, wenn auch nicht gerade üppig: „Wer sehr faul ist vnd schlefft darinnen / Dem gibt man von der stund zwen pfennig“ – wie bitte? Selbst wenn ich 48 Stunden am Tag schlafe, käme ich im Monat gerade auf 30 Mark, keine 15 € Verdauungsabgase sind schon lukrativer: „Ein Furtz gilt einen Binger haller, / Drey gröltzer (= Rülpser) einen Jochims Thaler.“ Aber man stelle sich den Verwaltungsapparat vor, der für die Entlohnung nötig sein muß, zu schweigen vom altdeutschen Währungschaos – oder möchten Sie Bingener Heller und böhmische Joachimstaler in Euro umrechnen? Reicher wären wir mit der vorigen Baggerausgabe geworden: „Für eyn groß lüg geyt man eyn Kron.“ Aber spätestens hier rückt das Land etwas ins Zwielicht.

Unvernunftadel

Vergessen wir einmal, daß Milchbäche mit eingeweichten Semmeln bei warmem Wetter stinken und niemand wirklich möchte, daß es Gulasch und Palatschinken regnet; Bemerkungen über die unappetitlicheren Aspekte des Nahrungsüberschusses sind nicht Gegenstand dieses Artikels. Bedenklich stimmt uns schon eher, daß aus Sachs' bürgerlicher Perspektive die schlaraffischen Bauern zum Obst und Gemüse zählen: Sie wachsen auf Bäumen wie Pflaumen, und „wens zeytig sind, so fallens ab / Yeder in ein par Stiffel rab“. Ja, und wenn schon feudalistische Gesellschaft – wie klettert man ans andere Ende der Leiter und wird Feudalherr?
Die Machtpositionen wollen verdient sein: „Wer wüst, wild und unsinnig ist, / Grob, unverstanden alle Frist, / Auß dem macht man im Land ein Fürstn“, und „wer der faulest wirdt erkant, / Derselb ist König in dem Landt.“ Endlich etwas, was dort genauso ist wie bei uns und sich seit 1530 nicht wesentlich geändert hat. Allerdings vergeht einem da die Lust aufs Auswandern. In diesem Schlaraffenland ist Dummheit nicht Recht, sondern Pflicht! Man muß sich hüten und „aller vernunfft gantz müssig stan“ – manche können zwar nicht anders, aber freiwillig tut das doch keiner gern. Protestantische Arbeitsethik muß man auch draußen lassen: Wer gern arbeitet, wird verbannt. Dieselbe Strafe steht auf „zucht und Erbarkeyt“.
Ein Paradies auf Erden, wie es Ovid und andere für das Goldene Zeitalter beschrieben haben, ist nichts mehr für den braven Bürger der Neuzeit; unbehandelte Waldfrüchte sind keine paradiesische Nahrung mehr, und die Eierkuchenbäume und watschelnden Gänsebraten sind nur ein Traum zum Lachen. Außerdem hält man Arbeitseifer und „Zucht“ für natürliche Eigenschaften des Menschen und will, bitte sehr, Kleider vom Schneider und Schuhe vom Schuster. Was mögen Sachs' Lehrbuben gedacht haben, wenn der Meister ihnen zurief „Wenn du faul bist, schick' ich dich ins Schlaraffenland“? Falls sie das Land aus mündlichen Erzählungen kannten, klang das wohl nach Belohnung.

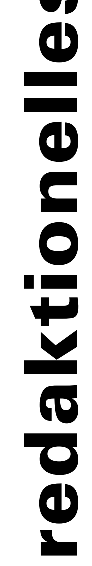
Die Kuchenabtei

Sachs hatte (wie die anonyme Quelle der Grimms) hauptsächlich den Verkehrte-Welt-Charakter des Schlaraffenlandes gesehen, von dem das kostenlose Schlemmen nur ein Aspektchen ist; und weil Sachs ein ordentlicher Mensch war, erschien ihm das als Beinahe-Hölle. Seinen literarischen Siegeszug begann das Land aber ganz anders: als Gegenentwurf zum christlichen Paradies. Muß es denn im Garten Eden nicht infernalisch langweilig sein? Wen würde man schon treffen, wenn man dort hinkäme – sagen wir, als mittelalterlicher Klosterbruder? Solche Leute wie den Abt und den Bischof, und höchstens noch Henoch oder Elias; und dann wird dort von tagaus, tagein nur der Herrgott gepriesen. Ein lustigerer Ort mußte her.
Im Lande Cocaigne oder Cocagne (vielleicht abgeleitet von coquin „Schelm“), wo der Boden aus eitel Gold und Edelsteinen besteht, erhebt sich eine prächtige Abtei mit Wänden aus Pasteten und einem Kirchturm aus Würsten. Wein quillt aus den Brunnen, Zimt und Zibeben wachsen im Garten, und eine lange Aufzählung widmen die Verfasser den Arten von Dreck und Ungeziefer, die es in Cocagne nicht gibt. Nach der Morgenmesse schwärmen die Mönche aus und fliegen spazieren (!), jeder fängt sich eine der Nonnen vom Nachbarkloster und geht mit ihr im Fluß schwimmen oder sonstwohin. Wer der bravste Mönch ist, darf zwölf Ehefrauen im Jahr haben, und wer am meisten schläft, wird Abt. So heißt es jedenfalls im Fabliau de Cocagne, einer altfranzösischen Verserzählung, die um 1250 bereits in drei Fassungen verbreitet war. Entlaufene Mönche, Volksprediger oder andere lustige Kleriker steckten schnell ganz Europa damit an; Nachdichtungen, je nach Landeseigenart ausgeschmückt, wucherten ringsum wie die Napfkuchen im Dorngestrüpp.
Selbstverständlich herrschten in dem üppigen Ersatzparadies Mönchtum und Klerus – das waren die höchsten Formen menschlicher Existenz, daran regte sich nicht einmal im Traum Kritik. Höchstens klangen die Titulaturen etwas fremd, z. B. „Saufhold, von Bacchus' Gnaden Erzschluckspecht der Kirche von Gugganien“ (Suffoldus Bachi gratia ecclesie Gugganiensis gulescopus). Unschuldslämmer waren die geistlichen Machthaber da wie dort nicht: Wer Orffs Carmina burana gehört hat, weiß sich vor dem Abbas Cucaniensis („Abt von Kuckucksmünster“) in acht zu nehmen – der Kerl schläft nicht etwa, sondern sitzt von früh bis spät in der Kneipe und würfelt; obendrein schummelt er dabei, denn wer ihn morgens aufsucht, hat spätestens nach der Vesper sein letztes Hemd verspielt und muß sich nackt davonschleichen.

Paumenmus?

Man sieht: Seit ca. 800 Jahren kriegt jede Zeit das Schlaraffenland, das sie verdient. Heute haben wir gleich mehrere. Gerüchten zufolge gibt es z. B. in Italien einen Bezirk Cuccagna und in Kanada ein Städtchen namens Cocagne. Aber das echte liegt natürlich auf EU-Gebiet. Es trägt den niederländischen Namen Kockengen und findet sich als Teil der Gemeinde Breukelen in der Provinz Utrecht. Daß es trotz seines Rufes nur rund 3000 Einwohner hat, liegt vermutlich an dem erwähnten Schutzwall. Er ist leider nicht aus Hirsebrei, und auch Hoffmann – „es liegt ein breiter Hügel / ganz von Pflaumenmus davor“ – hat bei all seiner Kenntnis der niederländischen Literatur nur die Farbe richtig erspäht. Die stinkige Wahrheit steht in einem mittelenglischen Manuskript von ca. 1330, das im British Museum aufbewahrt wird: Wer ins Land Cockaygne will, der watet „seue yere in swine is dritte“, sieben Jahre in – mit Respekt zu sagen – Schweinekot. Und zwar bis zum Kinn. Dennoch oder deswegen beten die britischen Mönchlein zum Schluß, jeder Leser möge einst diese „große Buße“ auf sich nehmen und in das Land vordringen. Übrigens herrscht dort ewiges Leben, und nach Sachs sprudelt dort ein Jungbrunnen.
Also, worauf warten wir noch? Nur keine Bedenken wegen des Schweinemists – für schlaue Leute gibt es einen Hintereingang. Mozart zum Beispiel kannte ihn und ging dort nach Belieben ein und aus. Beweise? Am 5. November 1777 schrieb er spät abends an seine Cousine: „ich gehe izt nach schlaraffen, und thue ein wenig schlaffen.“ Und am nächsten Morgen war er wieder in Mannheim und setzte den Brief fort. Wäre doch gelacht, wenn wir das nicht auch hinbekämen. Bis dahin überlassen wir das Schlußwort, wie im alten Volksmärchen, einem krähenden Huhn: „Kikeriki, das Märchen ist auserzählt, kikeriki.“ Oder wie es dort eigentlich heißt, aber die Grimms nicht zu übersetzen wagten: „Es ist auserzählt, ein Lümmel hat in die Hose geschissen, es ist zu Ende gepißt.“ Amen! Wer's nicht glaubt, zahlt einen Taler.

caru



Fördermitglied werden!

Durch eine Fördermitgliedschaft bei zEuS (Zwischen Ernst und Sa¬tire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft) unterstützen Sie den armen Bagger und bekommen ein ganzes Jahr jede Ausgabe druckfrisch nach Hause zuge¬stellt. Ab einer Spende von 15 Euro sind Sie automatisch förderndes Mitglied.
Entweder über unsere Homepage Kontakt aufnehmen (http://derbagger.org/abo) oder ein¬¬fach den gewünschten Betrag an folgendes Konto überweisen und als Verwendungszweck (oder per E-Mail) Name und Zustell¬adresse angeben.
Verein für Diversität in der Medienlandschaft

Waaggasse 12/12, 1040 Wien
Konto-Nr: 289 147 43 800
BLZ: 20111
Bank: Erste Bank
IBAN: AT402011128914743800
BIC: GIBAATWW

Alle Förderungen kommen natürlich zu 100% dem Bagger zugute.

Kritik, Lob oder Beschwerden?

Unter redaktion@derbagger.org nehmen wir uns all Ihre Anregungen zu Herzen.
Die Artikel aller Ausgaben, einiges andere und die Mög¬lichkeit Stellung zu nehmen gibt's auch im Netz: www.derbagger.org.

Werbeinserat im Bagger?

Auch in der nächsten Ausgabe können Sie wieder Ihr Werbeinserat im Bagger schalten. Unsere Media¬daten nden Sie unter http://derbagger.org/les/mediadaten.pdf.
Für Rückfragen sind wir jederzeit unter inserate@derbagger.org erreichbar.



Ode an die Genügsamkeit

Die Welt ist gut und das Leben ist schön – trotz Rosmarin.

„Gott sah, dass es gut war." - das klingt selbst für den zufriedensten Lebefroh ein bisschen optimistisch. Kann man sich mit dieser Welt wirklich zufrieden geben? Ist denn die Welt, so wie sie Gott erschaffen hat, seiner überhaupt würdig? Dazu ein kleiner Vergleich mit dem runden Leder: Unzählige Möchtegern-Teamchef_innen können stets mit einer vermeintlich besseren Aufstellung aufwarten, als sie der wahrhaftige [Teamchef] zustande bringt. Es gibt jedoch nur einen Teamchef, und dieser grübelt endlos lange darüber, wie er aus einen Pool aus verschmähten Taugenichtsen das Beste herausholen kann (und wenn schon nicht das Beste, dann wenigstens das Richtige). Er handelt kraft seines Amtes immerzu nach bestem Wissen und Gewissen - und der Welten Lohn? Undank.

Das Leben ist kein Kräutergarten

Zugegeben, es gibt da schon Unterschiede. Ein Teamchef mag zwar noch so gut und weise handeln, so ist er doch in seiner Macht begrenzt – eben kein Gott, dem man gemeinhin Güte, Weisheit und Allmacht zuschreibt, und das jeweils in vollkommenem Ausmaß. Angesichts dieser Eigenschaften sollte die Welt eigentlich nicht unbedingt von schlechten Eltern sein. Aber warum um Gottes Willen gibt es dann bitteschön Rosmarin? Jemand, der_die dieses Ekel erregende Kraut erschaffen hat, kann doch bei Gott nicht gütig sein. Wenn doch, hat es ihm_ihr vielleicht an schöpferischer Macht gefehlt, um zu verhindern, dass dieses Un-Kraut Übel verbreitet. Oder hat sich jenes abscheuliche Gewürz möglicherweise klammheimlich eingeschlichen, während das nichts ahnende Schöpferwesen ein kleines Nickerchen zwischendurch einlegte? Ohne jetzt gleich Ketzerei betreiben zu wollen: Es gibt da anscheinend ein kleines Problem. Wenn Gott vollkommen – also zugleich gütig, allwissend und allmächtig – ist, warum ist dann die Welt nicht unbedingt so, wie man sich das wünschen mag?

Gott kann auch nichts dafür

Viele haben sich an diesem „Theodizeeproblem" die Zähne ausgebissen. Ganze 20 Beißerchen dürfte Gottfried Wilhelm Leibniz dabei verloren haben, sofern er 32 hatte (und wer, wenn nicht er, hatte Weisheitszähne?). Nein, es geht natürlich nicht um Butterkeks, sondern um einen begnadeten Denker der frühen Neuzeit, der sich das mit dem Rosmarin genau durch den Kopf gehen ließ. Nach reiflicher Überlegung stieß er auf drei Grundübel: das (metaphysische) Übel der Unvollkommenheit, das (physische) Übel des Leidens und das (moralische) Übel des Bösen. Wer jetzt denkt, er hätte mit dieser erdrückenden Beweislast Anklage gegen den erhoben, der selbst über alles richtet, liegt falsch. Ganz im Gegenteil, Gott hat laut Leibniz von allen möglichen Welten die beste erschaffen – er konnte nämlich gar nicht anders, denn wer schlechteres als das Beste schafft, kann nicht vollkommen sein. Somit war Gott also regelrecht gezwungen dazu, diese Welt so zu schaffen, wie sie ist. Seine Kritiker_innen, die sich anscheinend andauernd bei jemandem beschweren, der gar nichts dafür kann, mögen sofort den nächstgelegenen Beichtstuhl aufsuchen.

Gute Gewürze

Womit allerdings die Frage noch nicht beantwortet wäre, warum sich denn in dieser besten Welt ein paar unangenehme Dinge (zur Erinnerung: Rosmarin) eingeschlichen haben. Leibniz betont einerseits die Konsequenz des Leids, das immerzu einem bestimmten (guten) Zweck dienen soll (muss es ja wohl, denn ansonsten hätte Gott keinen Grund dafür, und Gott macht keine Sachen ohne guten Grund – nur für uns sind die Gründe halt unergründlich). Darunter fällt für viele auch die pädagogische Funktion des Leides: weil uns der liebe Gott so gern hat, straft er uns gemäß seines unergründlichen Willens mit Leid in Form von Krankheiten und Naturkatastrophen ab. Und das Böse ist nun mal generell der Preis für die Freiheit, die uns Gott geschenkt hat. Sittlich bewähren kann sich ja nur, wer die Freiheit hat, zwischen Gutem (Majoran) und Schlechtem (Rosmarin) zu wählen, um sich sodann in freien Stücken für das Gute (Majoran) zu entscheiden. Zuwiderhandeln steht dann meist mit dem bereits besprochenen Leid in Verbindung – womit sich der Kreis wieder schließt. Also gehet hin, wählet und leidet.

Menschlich betrachtet

Natürlich ist die Welt die beste – sie ist die einzige. Wählen dürfen wir zwar, aber auch nur zwischen Pest und Cholera; und was gut oder böse ist, ist sowieso Ansichtssache. Auch die Rechtfertigung, dass für uns Gottes gute Gründe hinter den irdischen Unannehmlichkeiten nicht einsichtig wären, hat doch irgendwie den Anschein einer Ausrede. Aber andererseits: Muss denn Gott für alles Gründe haben? Muss er immer das Beste aus allem machen? Sind wir uns doch ehrlich: wir verlangen zu viel. Allmächtig soll er sein, alles soll er wissen, unendlich gütig soll er sein, und noch dazu in allem perfekt. Und das täglich! Man möge sich einmal vorstellen, welch immenser Druck auf so jemandem lasten mag, der sich nicht den kleinsten Fehler erlauben darf, und der es gleichzeitig immer jeder und jedem recht machen muss – die reinste Hölle ist das! Gott kann einem irgendwie richtig Leid tun. Amen, ich sage euch: viele mögen meinen, er habe vielleicht eine Scheißwelt erschaffen und beim Schöpfen richtig Mist gebaut, aber selbst wenn, dann hat er es zumindest gut gemeint. Dafür, dass er das zum ersten Mal gemacht hat, ist es doch eigentlich ziemlich passabel geworden, immerhin hätte es weit schlimmer kommen können. So mag es zwar Rosmarin geben, aber hey – es gibt auch Majoran!

Andere Welten kochen auch nur mit Wasser

Den besten Seelenklempner findet man im Vergleich. Es gibt immerzu Schlimmeres, es gibt neben Schlechtem immer auch Gutes, ja sogar das Gute am Schlechten. Und es gibt immer jemanden, der_die schlechter dran ist als man selbst. Mit der Welt insgesamt, so wie sie ist, schaut das aber wiederum anders aus. Es gibt nur die eine, sie ist – wenn man es mit Wittgenstein sagen möchte – alles, was der Fall ist. Es mag verlockend sein, die Welt mit allem möglichen zu vergleichen, was nicht der Fall ist, was also alles möglich gewesen wäre, wäre es nur anders gekommen – einer Art Sammelsurium an Welten der verpassten Möglichkeiten. In einer dieser Welten hat der Verfasser nämlich soeben im Lotto gewonnen, gestern seinen künftigen Lebensmenschen kennen gelernt, und vorgestern unter heldenhaftem Einsatz jemandem das Leben gerettet … um schließlich aufzuwachen und zu merken, dass nicht die Krone über ihn, sondern er über eine Belanglosigkeit geschrieben hat, die eher apathisches Desinteresse als sensationslüsterne Erregung auslösen wird. Doch nein, jetzt kommt kein herzhaftes Seufzen, das von der unmittelbaren Trostlosigkeit des irdischen Daseins bezeugt! Optimismus ist Pflicht, wenn wir es mit Karl Popper halten. Selbst der Vergleich mit dem vermeintlich Besseren birgt Trostpotential: Immerhin gibt es wahrscheinlich auch in der zuvor erwähnten Traumwelt dieses immens ekelhafte Rosmarin. Und wovon soll man in einer Welt noch träumen, in der das Erträumte Daseinscharakter erlangt hat und damit das „Hach, wie schön wäre es, wenn …" zur Sinnlosigkeit degradiert? Nein danke – da bleibt man gerne bei dem, was der Fall ist, denn das Schöne an der „Hättegern-Möglichkeit" ist ja gerade, dass sie nicht wirklich ist. Womit wir wieder bei Leibniz wären: eine mögliche und vermeintlich perfekte Welt wäre als wirkliche eben gar nicht mehr so gut, weshalb der Herrgott auch nach sorgfältiger Überlegung die vorliegende präferiert hat. Ein herzliches Dankeschön!

Gegessen wird, was auf den Tisch kommt

Man könnte jetzt noch darüber sinnieren, warum denn Gott nicht die beste aller unmöglichen Welten geschaffen hat, da es sicher weit mehr unmögliche als mögliche Welten gibt (womöglich unendlich viele). Das würde allerdings dann doch ein bisserl zu weit gehen. Bleiben wir bei dem, was Sache ist, und bedienen wir uns der Ausdruckskraft der Tautologie mit einem zufriedenen „Was man hat, das hat man". Frohlocken wir nicht nur angesichts der Tatsache, dass das Faktische nicht schlechter ist, als es ist (no na), sondern freuen wir uns auch darüber, dass es nicht besser ist, als es ist. Die einfachsten Dinge schätzt man gerade unter suboptimalen Bedingungen (Man denke nur an ein Glas Wasser an einem unmenschlich verkaterten Morgen!). Machen wir konsequenterweise die beste aller möglichen Welten zu einer Nichtraunzerzone. Geben wir uns endlich einmal mit dem zufrieden, was wir haben. Denn wie sagte schon Sokrates: „Wie zahlreich sind doch die Dinge, derer ich nicht bedarf." - Rosmarin zum Beispiel …

pro

Anm.: Die Redaktion distanziert sich von den kulinarischen Ansichten des Verfassers.



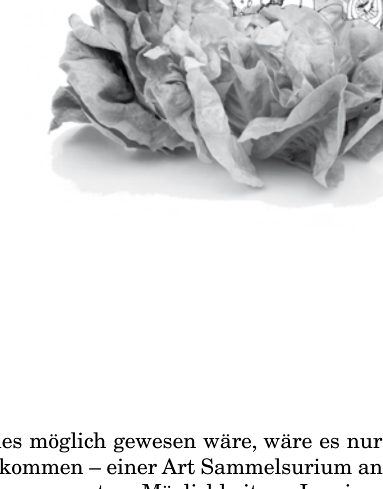


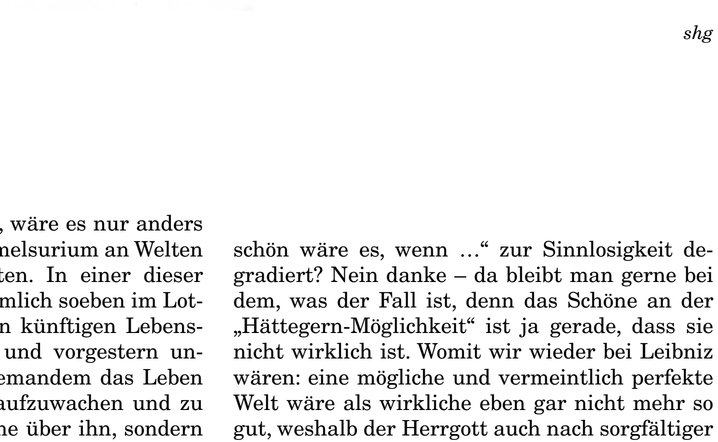
kochecke

Feigensalat

Was haben Adam und Eva eigentlich sonst so gegessen außer der (Granat) Apfel? Feigen? Zitronen? Kannten sie Käse? Kannten sie Oliven? Und Olivenöl? Nein? Doch? Tun wir so als ob. Folgender Salat hätten Adam und Eva machen können, wenn sie denn gewollt hätten, und das Endprodukt ist eine köstliche Allianz von Süßem mit Käse.

Wir nehmen ca. 4-5 Feigen, Ziegenkäse (es gibt Halbfettziegenkäse, jedoch nimmt auch der Geschmack bei Halbfettziegenkäse bedenklich ab), Salat (grün muss er sein), Naturjoghurt, Olivenöl und ein bis zwei Zitronen. Der Ziegenkäse wird ungerade geschnitten und landet in einer großen Salatschüssel, neben großen Salatblättern. In eine separate kleinere Schüssel nehmen wir zwei große Löffel Joghurt, und rühren diesen mit sehr wenig Olivenöl (einige Tropfen) um, fügen Salz und Pfeffer hinzu und schütten diese Sauce auf Ziegenkäse und Salat. Dann nehmen wir die Feigen, schälen sie und zerteilen und verteilen sie über die großen Salatblätter mit Sauce. Wieder umrühren, wieder ein wenig salzen, ein wenig pfeffern und wenn alles stimmig aussieht, nehmen wir Zitrone, pressen sie aus und der Saft wird großzügig verteilt, sodass die Süße der Feige, der Ziegenkäse und die Sauce jetzt noch schön mit saurem Zitronensaft konfrontiert wird. Und dann, wer es ganz exotisch mag, kann noch zu einem Granatapfel greifen, diesen vorsichtig öffnen und ein paar (wenige!) Granatapfelkerne, die schön sauer sind (spanische Granatäpfel sind sauer, indische etwas süß) zu dekorativem Zweck auf unser Kunstwerk von Salat fallen lassen, in den Kühlschrank und dann nach einer Stunde wenn der Salat zu dem geworden ist, was er nun ist, visuell und geschmacklich genießen!





shg

Roast your sins away!

Himmel, Hölle, Fegefeuer – und wo dabei das Huhn ins Spiel kommt

„Bekanntlich ist das Paradies ein Ort der Harmonie und des Wohlbefindens. Sämtliche in einer Gesellschaft auftauchende Konflikte treten hier nicht auf, weil es keine sozialen und persönlichen Gegensätze gibt (...)" - so ist es zumindest im Wikipedia-Artikel „Garten Eden" unter „Soziale Deutung" nachzulesen. Man darf sich also Hoffnungen darauf machen, Gleiche/r unter Gleichen sein, wenn man denn zu Lebzeiten stets anständig und gehorsam war. Im Gegensatz dazu steht die Vorstellung der Hölle: Jene, die sich alles andere als redlich verhalten, schmoren im quälenden Höllenfeuer, ohne jemals darin zu verbrennen. Dazwischen gibt's natürlich noch das Fegefeuer, denn der unmittelbare Zugang zum Paradies ist niemandem möglich, da in diesem Gedankenmodell jede/r zumindest durch die Erbsünde vorbelastet ist und somit mehr oder weniger Zeit im Fegefeuer zubringen muss. In diesem gilt es dann, die angesammelten Sünden herauszubrutzeln, um anschließend geläutert das Paradies zu betreten.

Das „Hühnerparadies"!

Scheinbar befindet sich ein Paradies auch in Wien, das sogar mehrfach. Ohne danach gesucht zu haben, stach mir unlängst das Hühnerparadies ins Auge. Ein Freund gab mit der provokanten Frage „Na ob das die Hühner auch so sehen?" den Anstoss, darüber mal nachzudenken. Wo sind die Gemeinsamkeiten zu den drei besprochenen Ebenen? Zur Hölle fällt es eher schwer eine zu finden, zum Paradies hingegen weniger: gerupft, geköpft und gespeert ist ein Huhn gleich dem anderen, aber Harmonie? Möglicherweise. Wohlbefinden? Eher nicht.
Somit handelt es sich bei derartigen Hühnerparadiesen wohl doch um Hühnerfegefeuer, welche die Hühner durchschreiten müssen, um von ihrer Ursünde erlöst zu werden. Diese besteht folglich darin, dem Menschen in rohem Zustand nicht bekömmlich zu sein - eine Sünde, die dem Huhn herausgebrutzelt wird. Sobald das geschafft ist, kann der Vogel nun seiner paradiesischen Aufgabe zugeführt werden, die es ist, dem Menschen zu munden. Ist es nun auch die Aufgabe des Menschen, als Nahrung zu dienen? Das mag gut sein, vielleicht nährt der Mensch den Glauben an ein Paradies, für das man schon so manches in Kauf nimmt, um letzten Endes womöglich damit jemand anderem dienlich zu sein? Man weiß es nicht. Interessant an der Geschichte mit dem Federvieh ist noch folgendes: als „glücklich" werden ironischerweise jene Hühner bezeichnet, denen es – nach menschlichem Ermessen – zu irdischen Zeiten gut ging, selten aber die ausgelutschten Gebeinhaufen oder gar die Seele der Tiere nach dem erfolgreichen Transfer ins Paradies.

Homo Sapiens Domesticus?

Eines muss man den Tieren aber zu gute halten: Sie wurden zumindest nicht vor die Wahl gestellt, sie haben sich nicht für diese Version des Ablaufs entschieden. Im Gegenteil, er wurde ihnen von außen aufgezwungen. Hühner kennt man heute in der Zuchtform Gallus Gallus Domesticus, als vom Menschen domestiziert. Auch die Gattung des Homo Sapiens scheint domestiziert, allerdings von internen Kräften. Warum zähmt der Mensch also? Anhand des Huhns wird der Grund deutlich: er macht sich dadurch etwas dienlich und zwar das Domestizierte. Somit liegt die Vermutung nahe, dass die Grundidee der Bändigung der Menschen durch Ihresgleichen darin besteht, viele davon wenigen dienlich zu machen. Mittel zum Zweck scheinen oftmals Sinngebungssysteme konstruiert aus normativen Werten zu sein, wobei wahrscheinlich jedoch erst das Stellen der Frage nach dem Sinn das dringende Bedürfnis nach deren Beantwortung auslöst. Da diese Frage aber schlichtweg nicht absolut zu beantworten ist, wird sie oftmals mit taktischer Finesse eingesetzt. Stellt man den Fragenden die Antwort für gewisse Gegenleistungen in Aussicht, so sind diese eher bereit, solch Leistungen zu erbringen. Glauben generell ist an sich nichts verwerfliches, doch die Bändigung der Gedanken mittels konstruierter Antwortmodelle wohl doch.
Wie könnte nun ein Resümee von alledem lauten? Vielleicht „Don't be a chicken", ich nehme aber Abstand davon, eine solche Empfehlung explizit auszusprechen, da mir dies nicht im geringsten zusteht. Der große Vorteil der Menschen gegenüber den Hühnern sollte schließlich darin bestehen, frei in dem zu sein, was man (nicht) glaubt.

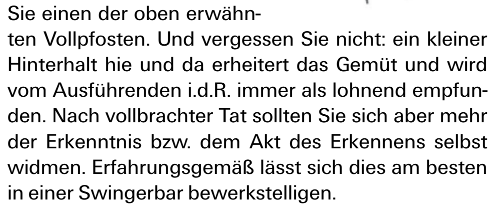
uesp

horoskop

Befragen Sie die Sterne mit Madame Crystal

Hinweis: aufgrund von Zerwürfnissen mit einer namhaften Kristallkugelmanufaktur in Wattens verzichtet Mme Crystal künftig auf derartige Medien und widmet sich fortan dem Krautsudlesen. Mit dieser delikaten Methode der Weissagerei will Madame ihre Solidarität mit der Konsensgemeinschaft Ausgefressene Krautschädel-Äraren (KAKÄ) demonstrieren; letztere leiden ja stark unter den bislang ungeahnten Ausmaßen der Krise an den internationalen Kohlmärkten. Die neuen Tarife sind unter harrypotterfan235711@derbagger.org zu erfragen.

Kain



Tagein tagaus dieselbe Leier – die Leistungen Ihres jüngeren und schöneren Kollegen werden bejubelt, während Ihre eigenen kümmerlichen Erzeugnisse vor sich hin welken. Ein klassischer Fall von Mobbing. Sie sollten sich unbedingt wehren und die Aufmerksamkeit Ihres selbstherrlichen Chefs auf sich lenken. Drehen Sie den Spieß um! Werden Sie selbst zum Mobster und beseitigen Sie einen der oben erwähnten Vollpfosten. Und vergessen Sie nicht: ein kleiner Hinterhalt hie und da erheitert das Gemüt und wird vom Ausführenden i.d.R. immer als lohnend empfunden. Nach vollbrachter Tat sollten Sie sich aber mehr der Erkenntnis bzw. dem Akt des Erkennens selbst widmen. Erfahrungsgemäß lässt sich dies am besten in einer Swingerbar bewerkstelligen.

Abel

Mit Ihrer Unbedarftheit täuschen Sie erfolgreich Ihre Umgebung, welche Ihre Unfähigkeit beständig Gutmütigkeit missinterpretiert und diese naturgemäß weniger mit Wohlwollen als vielmehr mit abfälligen Bemerkungen quittiert. Ihre Blauäugigkeit (die sich nicht im wiederholten Davonkommen mit blauem Auge begründet) hat Sie bisher vor gröberem Unfug bewahrt. Dieser Tage sollten Sie aber Vorsicht walten lassen und niemandem Ihren Rücken zuwenden; möglich, dass ein Anverwandter Ihnen Böses will. Schlimmstenfalls fInden Sie sich im Erdreich unweit einer sandigen Autobahn wieder. Flüchten Sie also in ein unbekanntes Land, oder lösen Sie sich am besten gleich in Luft auf. Dann haben die Leute hier auch endlich Ruhe vor Ihrem weinerlichen Gewäsch.

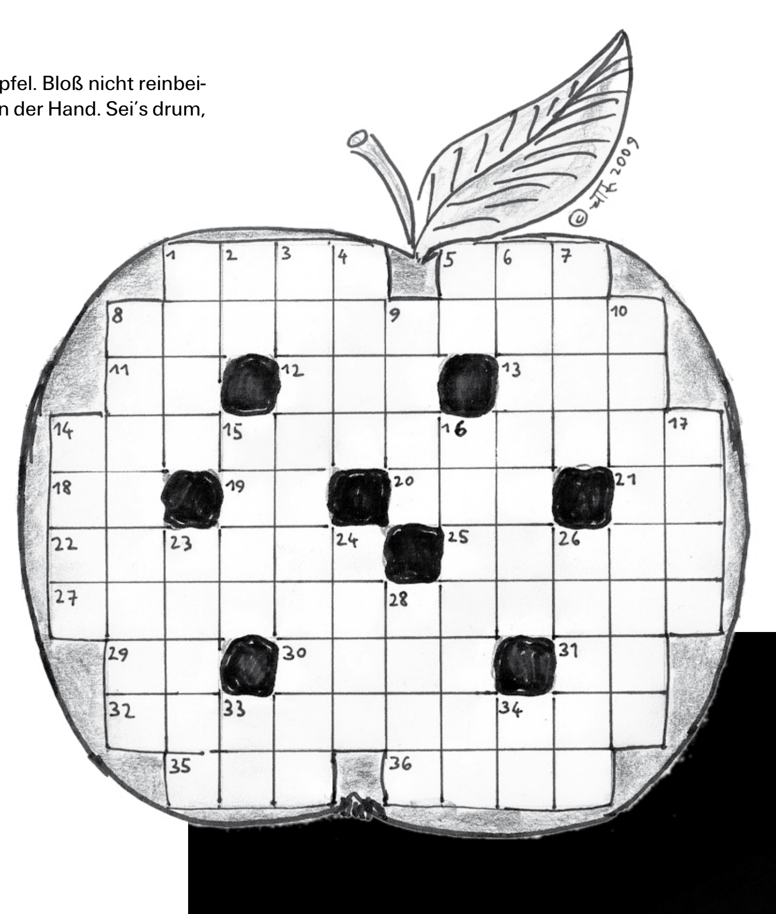
chr

kreutzwortzrätzel

Da haben wir's wieder. Beißen Sie NICHT in diesen Apfel. Bloß nicht reinbeißen. He! NICHT... Naja, da haben schon alle den Stift in der Hand. Sei's drum, ich erzähle euch eine Geschichte.

Am Horizont entlang

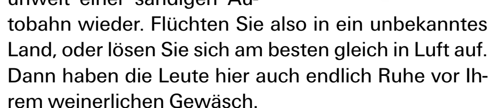
1 Das war vor wirklich langer Zeit, an einem Ort, der noch nicht wußte, daß man eine Bar in der Wiener Liliengasse nach ihm benennen würde. **5** Der engl... äh, römische Gruß war noch nicht erfunden, **8** und den gab es auch noch nicht, weder als Kaffee noch als Erbsenzähler. **11** Keine elektrophile Addition, **12** keine hochgezüchtete Raketenabwehr, **13** keine Wahlzettelkistchen, denen links ein Stück fehlte! **14** Zu lachen gab es aber manches, sei es über Wolken, Vögel oder Frösche. **18** Es gab das Hier oder Dort, je nachdem; **19** es gab die Stunden des Vormittags, **20** aber nicht den koposen Steuermannsgehilfen, **21** den sie alle kurz Sankt Euermann genannt hätten, hätte es ihn denn gegeben. **22** Der Storch atterte durchs Mythologische **25** und folgte dem Strömchen von Hum bis an die Mündung. **27** Manchmal haßten die Einwohner einander; dann haßte jeder den Rest der Menschheit. **29** Ohnedies **30** würde einst der kriegerische Ahohiter wüten, wenn es auch noch lange bis David dauern sollte. **31** Vermutlich sprach man semitisch, wenn es auch noch keinen Grund gab, jemanden Vater zu nennen; **32** der künftige lebte von Beeren und Termiten und kam sich dabei vor wie ein solcher. **35** Dann und wann vergaß er ihren Namen, **36** dann fantasierte er sich einen neuen zusammen und kam auf eine lustige Koseform von Anna.

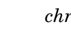


In der Richtung des Regens

1 Tatsächlich sprachen sie, lange vor Babylon, schlechthin alle Sprachen zugleich. Bald sagten sie sich auf nnisch Nein, **2** bald auf slawisch Ja. (**3** Immer noch og der Storch. Würde er gleich Mindanao ansteuern, oder ... ...?) **4** Am Strald stand der Runenernder kopf, **5** wenn sie einen ungerundeten Vokal doppelten 6 oder klangvolle italienische Worte schmetterten, die dann nichts Besseres hießen als „Läusekraut". **7** Mit dem Alphabet haperte es noch. „Zijn er twee N of drie?" „Nee, er bestaat alleen ... ." **8** Beim Spazierengehen durchs – na, was schon – sahen sie dann noch allerlei, was kopfstand: **9** einen weiteren Gott, diesmal auf den Hörnern, **10** und einen (offensichtlich durch Vokalharmonie herbeigelockten) Herrn vom Traunsee. **14** Er **15** konnte sie zwar jederzeit zur Königin eines fernen Landes ernennen, aber **16** konnte er einen Wall bauen? **17** Und hätte er Olli geheißen, wer wäre ihm zur Seite gestanden? **23** Bei solchen Gedanken kroch ein Reptil an ihm hoch. **24** (Read the line above.) **26** Kümmerten ihn das ungarische Kaff aus dem Zungenbrecher vom Pfaffen und der Pfeife, **28** japanische Bäuche und lateinische Ställe? **33** Den Helgoländer Vorboten hätte er nicht lustig gefunden, **34** aber vielleicht hätte es ihm geholfen, einen Fußballklub zu gründen.

caru











Sex

Sex ist das tiefste Menschenerlebnis. Außer mystischen Erlebnisse. Warum wir Sex nicht verlachnässigen sollten. Mit tschechischen Lehrzeilen.

„Óbršwajn! Klána Perversiána!“ hallte es mir aus dem Zigarrenzimmer, wo der Gästecomputer steht, entgegen. Mein Gast wollte Emails checken und aus dem Browser poppten ihr unzählige Fenster entgegen: Or-al und andere -ale Sexarten, Orgasmus, Hegels Phänosexologie der Geistes usw. Ich musste für diesen Artikel recherchieren.

This is SEX, peeps, not a picknick!

Ein tschechischer Maler/Dichter sagte mir mal: *Paradies auf Erden ist für mich, wenn ich beim schönen Sex einen schönen Orgasmus erlebe.* Wie? Zwei Menschen treffen sich, ziehen sich aus, und verwöhnen sich zärtlich mit Mund, Händen und Sexorganen, aufmerksam und einfühlsam. Nur ein paar Kondome brauchen sie und falls lesbisch, nicht einmal die. Auch ein einziges solches Erlebnis kann eine Erinnerung für das ganze Leben bleiben. Hoffentlich habt ihr alle so etwas erlebt.

Cheese&Crackers können wir uns leisten. Eine leckere Weinflasche ist schon teurer, eine Yacht voller Kaviar kostet noch mehr. All das dient der Sinnesbefriedigung. Sex ist aber viel schöner und gratis.

Ich wohnte mal im Wiener Bezirk Gersthof. Dort sind alle reich und deswegen auch schön und sexy. Wenn die Jugend abends aus der NUK, der Nach-Uni-Kneipe mit der 40- bzw. 41er Tram nach Hause fuhr, schauten sie sich alle (oder wir uns alle, ich machte mit) mit Vernasch-Blicken an. Die Männer offener, die Frauen nur wenn sie sicher waren, das es niemand sieht. Diese Unausgewogenheit fuhr dazu, dass nie zu einer Verabredung gekommen ist und alle schliefen ohne Umarmung, Kuss oder Sex ein. *Muži šli spát s tvrdým.*. Vielleicht ist es heute anders.

Philosophisches

Moderne Theorien, die Sex als einen Ausdruck der männlicher Unterdrückung darstellen wollen, sind eine legitime Fortsetzung der alten sexfeindlichen Moral der RKS-Group (Religionen/Kirchen/Sekten): Alter Fusel in neuen Plastikflaschen.

Ein Beispiel, wie unsere prüde Kultur auf dem akademischen Boden mit Sex umgeht, bietet Teil des Programms eines Seminars auf der Uni Wien 2008: *Mime; Media and Ritual Embodiment. Zur visuellen Umsetzung von Spiritualität, Mag. Yvonne Schaffler und Mag. Dr. Evelyne Puchegger-Ebner.*

Fragestellung: „Wollen Männer im Sexualakt grenzenlos geli*ebt / akzeptiert werden oder ist es doch ein Akt der männlichen Machtdemonstration in unserer Kultur (siehe Massenvergewaltigungen im Krieg, siehe das Drama von Amstetten)?“*

Hier werden gleich fünf Dinge wahllos durcheinandergemischt, das Thema Sex wird gar nicht verstanden:

1. Wir Männer wollen beim *Sex* (Sexualakt ist ein komisches Wort) einen sinnlichen Spaß mit tiefer Wonne erleben. Mit möglichst schönem langen Abgang, so wie beim Wein, mit zärtlichem In-die-Augen-Schauen und schnurren. *Liebe* ist ganz was anderes, kann natürlich mit Sex zusammengehen.
2. *Akzeptiertwerden* betrifft das ganze Menschenleben und hat mit Sex nichts zu tun. Wenn ich's kann, werde ich beim Sex akzeptiert, so wie in der Arbeit. Sonst muss ich's lernen.
3. *Massenvergewaltigungen* im Krieg: Wird immer im Krieg passieren. Leider. Siehe Zimbardo-Experiment. Einziger Gegenmittel: Krieg verhindern. Heißt aber /Nazi/Faschi/Kommu/xxx/smus verhindern. Die größte Massenvergewaltigung der Geschichte war die der kommunistischen Rotarmisten 1944/45 (ca. 2 Millionen deutsche Frauen). Hallo? Höre ich was? Wo bleiben die Frauenproteste? Kein Seminar zum Thema?
4. *Das Drama von Amstetten:* Was für ein Drama? Ein Verbrechen. Eine Bestie quälte Menschen. Ich bin ganz sicher: Wenn diese Bestie einen schönen erfüllten Sex mit seiner Frau gelebt hätte, hätten wir den Namen Josef Fritzl nie kennengelernt.

Vielleicht geht das Seminar tiefer in die Materie von Sex: ein weiterer Punkt im Programm für Nachwuchsakademiker:

„Symbolforschung thematisiert u.a. : die Ambiguität von Zeichen, Transcodierung einer bestimmten Symbolik (z.B.: geschlechtlich, ethnisch, nationalstaatlich) Be-/Nutzung von Konnotationen, Dekonstruktion von Ideologien Stereotypen, Klischees, Rollenbilder.“

Habt ihr das verstanden? Ich auch nicht. Uns ArbeiterInnen und BäuerInnen hilft das wirklich nicht weiter. Unterdrückten Frauen auch nicht und Sex wird durch das Geschwafel auch nicht schöner. Eher weiterhin unter den Teppich gekehrt und verdrängt.

Frauen und Männer und sex

Es ist schade, dass Frauen viel weniger Interesse am Sex haben als Männer, aber so ist mal die Realität, mit der wir leben müssen. Vielleicht ist es die x-jährige Unterdrückung, die Frauensex an Partnerschaft und Familie bindet. Kann nach 50 Jahren ganz anders ausschauen! Vor nicht zu langer Zeit durften doch Frauen nicht einmal studieren. Sex gibt den Frauen eine ungeahnte Macht, (auch deshalb wurden und werden sie unterdrückt). Heute könnten sie sie ruhig ausspielen und müssten nicht einmal als Hetären arbeiten. Es sind doch so viele Männer im Umlauf (= Singles), also: *Kannst du meinen Computer reparieren? Bekommst einen kleinen Sex. Hilfst du mir, die WG-Küche auszumalen/umzuziehen? Du wirst zwei Stunden erotisch verwöhnt.* Bargeldlos ist die Moderne. Die junge studentische undersexed Welt wäre bunter und fröhlicher. Auf meinem Tisch liegt das Buch *Fucking Berlin* von **Sonia Rossi**, einer Studentin und Prostituierten. Auch Studis auf Fahrrad mit Kindersitz sind zu ihr gefahren, um sich verwöhnen zu lassen. Jetzt werde ich ganz ernst, ohne Satire: Wenn ich eine hübsche Frau wäre, hätte ich statt Jobsherumlaufen einmal zweimal in der Woche abends gearbeitet, das Indologie-Studium längst beendet, und als eine habilitierte Doktora-Courtisane Fachartikel in der Fachsprache für die Fachzeitschriften geschrieben. Und ich würde Sexkurse bieten, für 100+ Oireau die Stunde.

Höre ich da Proteste? Aber was! Zählt die Männerbordelle in ihrer Stadt und dividiert sie durch die Tomcathouses und ihr habt ungefähr das Verhältnis zwischen Männersexbedürfnis und Frauensexbedürfnis. **Stephen Frey** beschreibt es süß: „Eine Frau sagte protestierend zu mir - da habe ich vor zwei Tagen einen Mann gesehen mit einem knackigen Hintern, ich bin ganz nass geworden - aber eben, bei mir war es vor 10 Minuten, dann vor zwei Stunden und ich habe mich heute schon zweimal befriedigt“. Voller Neid zitiere ich **Helena** (Name PGP-verschlüsselt): „Ich habe nie im Leben masturbiert, es war immer jemand in der Nähe“.

Die Technik: His Hoo-Hoo Dilly and her Cha-Cha

„Frauen sind den Blumen gleich und zärtlich zu behandeln“. Soviel Kamasutra, das Lehrbuch der Lust. Vorsicht! Nicht der Liebe, Liebe kann mau nicht lernen! Gemäß **Mike Adams** gibt es in auf den amerikanischen Unis auch Masturbationskurse. Vielleicht ist es der Grund für die Finanzkrise, weil das ganze sicher die Steuerzahler brennen müssen. Wenn eine Frau nicht ihren eigenen Körper ohne Bedienungsanleitung bedienen kann, was kann sie dann mit einem männlichen Körper anfangen? *43% of women report “some kind of sexual problem,” such as inability to achieve orgasm, boredom with sex, or total lack of interest in sex.* Ufff! Die Hetäre ist bereit, in die Bresche zu springen.



Cunnilingus, zungeln der Muschel, diese leckere Verwöhnung, beherrschen gerade 16,5% Männer, und Fellatio, kunstvolles zärteln des Zebedäus, nur 6,2% Frauen. Mund und Zunge haben ein Reizpotential, das die Geschlechtsteile nicht bieten können. Eine Frau, die Fellatio wirklich lernt, wird von ihrem Mann vermutlich nie verlassen: Er weiß, dass er eine zweite solche nicht findet.

Übrigens – die weiblichen Sexorgane sind viel schöner, leckere Augen- und Zungenweide, ob nackt oder bewachsen. Steht eh in der Bibel, **Salomo** שררך אגן הסהר אל יחסר המזג. 7.2/3: . *Luno tvé koflík okrouhlý, jemuž nápoj nechybí.*

Wissenschaftliches

Menschen, die cunnilingus beherrschen, werden Linguisten oder Cunnilinguisten genannt. **Franz Bopp**, Sanskritist und Kamasutrakenner, Begründer der Indogermanistik, behauptete in seinem Werk über das Konjugationssystem der Menschen (1816), dass Oralsex ein indogermanisches Phänomen sei. Dies wurde am 16. Mai 1866, am 50. Jahrestag des Bucherscheinens endgültig widerlegt: Es handele sich um eine Universalie. Dies wird auch dadurch bestätigt, dass ein anderer namhafter Cunnilinguist und Sanskritist, **Friedrich Rückert**, auch am 16. Mai geboren wurde. Dass die Menschen dual konjugieren, war immer schon bekannt. Bopp war übrigens einer der ersten dreißig Ritter der zivilen Klasse des Pour le Mérite Cunnilinguale.

kor





Am Anfang war die Beziehung

maurerdekolleté

Adam und Eva. Das allererste Liebespaar der Geschichte und der Anfang von Beziehungen. Es begann im Garten Eden. Gott schuf Adam eine Gefährtin, damit dieser nicht einsam ist. Adam und Evas Aufgaben beschränkten sich auf das Bewässern des Gartens und die Namensgebung der Tiere, wobei sie stets bei allem nackt waren und sich nicht dafür schämten. Zu Essen gab es reichlich. Es war das Paradies.

Heutzutage sitzen Männer immer noch gerne im Garten, am liebsten nackt und mit einer Dose Bier in der Hand. Das Bewässern gilt der eigenen Kehle und seiner „Bierbringerin“ gibt er Namen wie Mausi, Haserl oder Schneckchen. Vermutlich schämt sich deswegen nur die Frau. Ob das paradiesisch ist, sei dahingestellt. Fest steht: Wir sind ungern alleine und sehnen uns nach einem Partner.

Hat man ihn gefunden und die erste Verliebtheitsphase ist zu Ende, beginnt der Alltag inklusiver nervender Angewohnheiten. Warum schafft er es nicht den Klodeckel hinunter zu klappen? Warum muss er ständig mit seinen Kumpels einen drauf machen und sich bis zur Unkenntlichkeit besaufen? Warum kann Sie nicht aufhören zu nörgeln? Gut möglich, dass Adam und Eva damals schon derlei typische Beziehungsprobleme kannten. Klodeckel gab es im Garten Eden zwar keinen, aber vielleicht verrichtete Adam sein Geschäft stets in den Rosenbüschen. Und wenn es damals schon Bier gegeben hätte, hätte auch Adam ständig getrunken, um Evas Nörgeleien zu ertragen.

Die Differenzen spitzten sich zu, als Eva sich von der Schlange täuschen ließ und Adam in die Misere mit hineinzog. Auch heute verführen wir, lassen uns täuschen oder handeln egoistisch in einer Beziehung. Beziehungsdifferenzen Hin oder Her, für Adam und Eva war es das Paradies. Und das Gefühl neben einem liebevollen Mann einzuschlafen ist auch heut noch, wie im Paradies.



Yeti, Gold und Eldorado

Auszüge aus dem Roman „Das verlorene Paradies“.

[...] Eisig zog der Wind über den Kamm und drückte in unregelmäßigen, erbarmungslosen Böen kalte Luft ins Tal herab. Seit Tagen war die Expedition nun schon entlang dieser namenlosen Gebirgskette einige hundert Meter unterhalb des Grats unterwegs. Namen schien es in dieser Region ohnehin keine mehr zu geben. Der Pfad – wenn man ihn so nennen mochte – hatte der Reisegruppe nun bereits seit einiger Zeit ihre Strecke streng vorgeschrieben. Vor vier Tagen waren sie in nördliche Richtung eingeschwenkt und seitdem hatte sich weder nach oben über den Kamm noch nach unten in die im Nebel verborgene Schlucht ein Ausweg ergeben. Der einzige gangbare Pfad führte weiter nach Norden. Zurück konnten sie nicht, das wussten sie. Ihre Vorräte waren nur darauf ausgelegt ihr Ziel zu erreichen, für eine Umkehr war es bereits zu spät. Seit Wochen hatten sie nun schon keine Menschenseele mehr zu Gesicht bekommen. Auch von Yetis – den rätselhaften Schneemenschen – war ihnen schon seit langem keine Spur mehr zu Augen gekommen. Doch während die übrigen Expeditionsteilnehmer nach und nach ihre Hoffnungen aufgaben hatte sich in Bryants Geist in den letzten Stunden eine gewisse Ruhe, ja sogar Zuversicht breit gemacht. Vor zwei Monaten waren sie in Lhasa aufgebrochen um das sagenumwobene Goldland Eldorado zu finden. Die Karte, die er im Nachlass seines Großvaters gefunden hatte, samt beiliegenden Aufzeichnungen, dass diese von einem nordindischen Fakir stamme, dem er damals – der Großvater, der als britischer Armeearzt in Kaschmir weilte – nach einem bösen Unfall mit seinem Nagelbrett das Leben gerettet hatte, und der ihm diese dann mit einem hintergründigen Lächeln und voller Dankbarkeit vermacht hatte, diese Karte war bisher ihr Hoffnungsschimmer gewesen. Sie hatte sich im Großen und Ganzen als sehr genau und brauchbar herausgestellt und auch dieser Gebirgsrücken der nun schon seit Tagen über ihr Schicksal zu bestimmen schien, ohne dass er je sonst wo kartografiert worden wäre, fand sich auf diesem vergilbten Stück Papier. Allerdings hatte Bryant feststellen müssen, dass die Größenverhältnisse ungenauer wurden, je weiter sie sich aus der zivilisierten Welt fortbewegten. So hatte er keinen genauen Begriff davon, wann sich diese Schlucht nun endlich nach oben hin – wie auf dem Plan angedeutet – verjüngen würde um dann in einen Pass zu münden: der Pass, der ihnen den Blick auf das berühmte Tal von Eldorado ermöglichen würde. Nun aber schien es ihm so als ob er im Nebel unten hie und da Konturen entdecken konnte, und auch die Gebirgswand auf der anderen Talseite, die hie und da durch die Schwaden hindurchblitzte schien näher zu kommen. [...]

Im Goldland

[...] Bryant schlug die Augen auf. Langsam wurde das Bild klarer. Er befand sich ihn einem hellen Zimmer, weiß gekalkt und mit kleinen Fenstern versehen, durch welche freundlich das Sonnenlicht hereinstrahlte. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und ein älterer, tibetisch aussehende Mann trat an sein Bett. Als er bemerkte, dass der Patient erwacht war lächelte er kurz und sprach ihn in einer entfernt an einen tibetanischen Dialekt erinnernden Sprache an. Bryant verstand kein Wort. Wenn er auch in Lhasa ein wenig begonnen hatte die Landessprache zu lernen, so war er doch während der Reise bald zu dem Schluss gekommen, dass dies durch die Vielzahl an verschiedenen Dialekten, die in den abgelegenen Tälern dieser Gebirgslandschaft gepflegt wurden, ein relativ unfruchtbares Unterfangen war. Glücklicherweise hatten sie in der Hauptstadt Dr. Parsley aufgegabelt. Parsley, ein alter Studienkollege von Bryant, der in London als verschollen galt, hatte sich seit Jahren in Tibet aufgehalten und dort die Sprachen und die Kultur der verschiedenen Stämme studiert. Nun hatte er sich – als er Bryant zufällig in einer Spelunke in Lhasa getroffen und wiedererkannt hatte – mit einiger Mühe dazu überreden lassen, sich der Expedition anzuschließen. Allerdings – so schien es Bryant – mehr aus Interesse an der bisher nicht besuchten Region, als aus Abenteuerlust oder Begierde nach dem Reichtum Eldorados – Motive, die Bryant für sich selbst beide nicht ganz ausschließen konnte. Aber wo war er nun, der Gute, jetzt, wo seine Kenntnisse wirklich brauchbar gewesen wären. Diese Gedanken brachten langsam Bryants Erinnerung an die letzten Stunden und Tage zurück. Das Tal hatte sich als länger herausgestellt als er gehofft hatte. Das Zurücklassen ihrer bisher so zuverlässigen Yaks, als der Weg zu einem schmalen Vorsprung entlang der Felswand wurde. Der tragische Unfall, der den drei tibetanischen Trägern ihr Leben gekostet hatte. Schließlich der Schneesturm, der ihn seine verbliebenen Kollegen verlieren gelassen hatte bevor er schließlich verzweifelt unter einem kleinen Felsvorsprung Zuflucht gefunden hatte und aus Erschöpfung eingeschlafen war. Während er nun versuchte, zu erschließen, was seit dem geschehen war, kam plötzlich – wohl auf das Rufen des alten Mannes hin Parsley bei der Tür herein und begrüßte in strahlend.

Sie hatten es geschafft. Parsley erzählte ihm, was sich inzwischen zugetragen hatte. Der Sturm hatte sie offensichtlich direkt vor dem Pass überrascht. Als sich das Schneegestöber gelegt hatte, erreichten sie, ohne den verlorenen Bryant schnell das Tal. Parsley, der den eigentümlichen Dialekt des Tales trotzt seiner langen Studien zwar nicht kannte, aber dank seiner Erfahrung doch im Großen und Ganzen verstehen konnte, organisierte eine kleine Rettungsexpedition und konnte den unterkühlten Bryant relativ schnell finden und in den Talkessel von Eldorado bringen.

Nach einem hervorragenden Frühstück, mit Speisen die Bryant ebenso einfach wie köstlich erschienen, führte ihn Parsley zum Dorfältesten, der den Wunsch geäussert hatte, ihn als Expeditionsleiter zu sprechen.

Bereits der kurze Weg durch den Ort – sie befanden sich offensichtlich in einem kleinen Flecken am Südende des Tales - bemerkte Bryant die günstige Lage und ausgesprochene Schönheit der Gegend. Das Klima war kaum vergleichbar mit den Wetterumständen die ihnen gerade noch fast das Leben gekostet hatten. Eine angenehme leichte, nicht zu kühle Brise sorgte zusammen mit wärmenden Sonnenstrahlen für einen frühlingshaften Eindruck. In den Bäumen der Vorgärten glitzerte es als ob da Juwelen wüchsen. Die hell verputzten Häuser wirkten einfach aber doch sauber und gemütlich. Die Pflastersteine schimmerten als ob sie aus reinem Gold wären. Die Einheimischen, die geschäftig ihren Tätigkeiten nachgingen, grüßten freundlich und zeigten weder allzu große Neugier noch Scheu vor den Fremden.

Der Dorfälteste, schien sich seinen Namen redlich verdient zu haben. Er war wohl allen Anwesenden an Jahren ein gutes Stück voraus, und doch tat sich Bryant schwer, sein Alter zu schätzen. Zwischen 60 und 160 Jahren schien ihm alles plausibel. Es entwickelte sich ein ungezwungenes Gespräch zwischen Bryant und dem Alten, wobei Parsley recht gekonnt den Übersetzer spielte, bis Bryant ein Detail ansprach, das ihn schon geraume Zeit beschäftigt hatte: Wie kam es, dass ihm nur Alte begegneten? Wo waren die Jungen? Zugegebenermaßen kamen sie ihm alle sehr rüstig vor, allerdings konnte er sich die Abwesenheit jüngerer Generationen nicht erklären. Auf Parsleys Übersetzung hin verfinsterte sich das Gesicht des alten plötzlich und nach einer kurzen Stille begann er zu erzählen.

Unruhe im Paradies

Vor 2 Monaten war im Nordosten des Tals ein großer Silbervogel gelandet und hat einen Menschen heller Hautfarbe ausgespuckt. Dieser war inzwischen von seinen Verletzungen halbwegs genesen, hatte leidlich die hiesige Sprache erlernt und nun durch seine Erzählungen von der Welt draußen eine gewissen Unruhe im Tal ausgelöst. Angeblich soll es dort draußen Dinge geben, von denen hier in Eldorado noch kein Mensch gehört hat. So könne man sich angeblich mittels einer Apparatur ganz einfach über weite Strecken hinweg unterhalten, anstatt die Botschaften per Rauchzeichen zu übermitteln. Alle Flüsse führten dort reines Wasser und nicht wie hier vielerorts Milch und Honig, worin man unmöglich Gewand oder auch sich selbst waschen konnte. Über Erzählungen von anderen Gerätschaften, die Musik erschallen lassen könnten, klang plötzlich für viele das vielstimmige Orchester der hier heimischen Paradiesvogelschwärme schal in den Ohren. Die Erwähnung von Häusern, in denen man Geschichten in Form von sich wandelnden Bildern sehen könne, ließen das hier häufige Schauspiel doppelter und dreifacher Regenbögen fahl erscheinen. Und auch andere Häuser solle es geben, in denen man verschiedenartigste Kleidung und andere Güter bekäme. Man müsse dafür nur ein bisschen von dem, womit hier die Straßen gepflastert würden eintauschen – keine Notwendigkeit mehr für das mühselige Scheren der zahmen, goldlockigen, eierlegenden Milchschweine. Der Silbervogelmensch hatte ihnen versprochen, würden sie ihn mit einer kleinen Karawane und einer unbedeutenden Zahl an Pflastersteinen ausstatten, dafür sorgen zu wollen, dass all diese Wunderdinge auch in ihrem Tale Einzug halten würden.

Die Älteren im Tal hatten diese Erzählungen als Träumereien abgetan und dem Fremden keine weitere Beachtung geschenkt. Auf viele Junge aber strahlte er eine zauberhafte Faszination aus und mit fiebrigen Augen waren sie scharenweise hinauf in den Norden gezogen um sich seiner Karawane anzuschließen.

Das war der Stand der Dinge, als nun Bryants Expedition im Süden angelangt war.

deines nächsten Hab und Gut

[...] Bryant ließ sich erschöpft in den Lehnstuhl fallen. Die Pressekonferenz war vorüber; nun endlich konnte sein Leben wieder in gewohnten Bahnen verlaufen. Er nahm die Zeitung zur Hand und überflog die Titelseite. Nach den Abenteuern der monatelangen Odyssee quer durch China und die mongolische Steppe tat es gut, wieder ein wenig die Seele baumeln zu lassen und die Errungenschaften der westlichen Welt genießen zu können. Sein Blick blieb an einer kleinen Notiz am unteren Rand der Titelseite hängen: „Chinesische Asylwerber abgeschoben.“ Da war angeblich eine Gruppe zerlumpter Chinesen (oder Tibeter – der Autor des Artikels war sich da selbst nicht ganz sicher), die sich wie durch ein Wunder ohne Pässe bis auf die britischen Inseln durchgeschlagen hatten, nun nach längerem Rechtsstreit letztendlich doch außer Landes gebracht worden. Ein Kommentar auf Seite fünf ergänzte das Bild. Offenbar hatte die Gruppe angegeben, von ihrem Schlepper hinters Licht geführt und betrogen worden zu sein. Dafür machten sie ausgerechnet Henry Rutherford verantwortlich, einen ehrbaren, stadtbekannten Herrn, der überraschend zu Reichtum gekommen war – angeblich ein unverhofftes Erbe von einem entfernten Verwandten – und der gerade all seine Fähigkeiten und Kontakte einzusetzen schien, um ein Entwicklungshilfeprojekt für die Stammesbevölkerung einer abgeschiedenen Region in Zentralasien auf die Beine zu stellen – eine Herzensangelegenheit von ihm, wie er bei jeder Gelegenheit zu betonen bemüht war. Bryants Gedanken schweiften zurück und sein Blick aus dem Fenster. War nicht der Rasen dort drüben, den der Nachbar gerade mit der Nagelschere zurechtstutze, ein gutes Stück grüner als die – durch seine Abwesenheit erzwungenermaßen – zur Wiese verwilderten Grünfläche seines eigenen Gartens? [...]

va

„Das verlorene Paradies“ ist in keinem Verlag erschienen, da sich große Teile des Buchs vor einer möglichen Veröffentlichung durch ein gütiges Missgeschick ins Daten-Nirvana verabschiedet haben.

Weiterführendes:

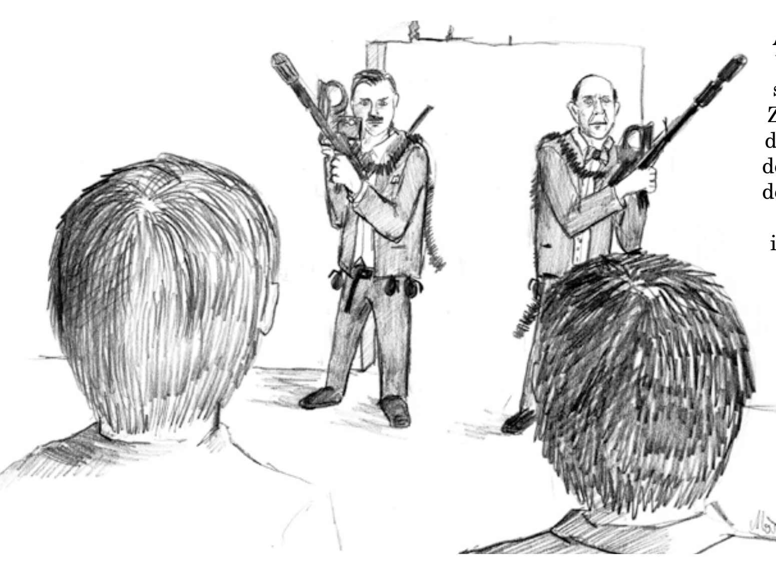
- *Voltaire: Candide oder Der Glaube an die beste der Welten (ISBN: 3-423-02410-0) E-Book: http://www.zeno.org/Philosophie/M/Voltaire*
- *James Hilton: Lost Horizon (ISBN: 0-330-10558-2) E-Book: http://gutenberg.net.au/ebooks05/0500141h.html*
- *Reinhold Messner: Yeti. Legende und Wirklichkeit (ISBN: 3-596-14737-9)*





Paradiesische Klänge

Unsere Wanze hat sich nun, zur Erholung von all den Lügengeschichten, denen sie in der letzten Ausgabe lauschen musste, an einen Ort der Ruhe und Besinnung zurückgezogen. In das etwas düstere Arbeitszimmer des großen Komponisten Adrian, der gerade Besuch von seinem Jugendfreund und standhaften Begleiter und Verehrer Serenus bekommt. Dieser wird von der rührigen Haushälterin Ludmilla hereingeführt.



Adrian: Nun, Serenus, dass du dich einmal herabläßt, einem verschrobenen und zurückgezogenen Musikus die Ehre zu erweisen, nett von dir, ganz nett.

Serenus: Du und deine Redensarten! Du weißt genau, wie gerne ich deine Gesellschaft in Anspruch nehme. Ganz im Gegenteil bist du es ja, der sich von Zeit zu Zeit unpässlich fühlt und außer Ludmilla niemanden empfängt, aber heute wirkst du ja recht frisch und munter.

Adrian: Nun, da kann ich dich beruhigen, das täuscht, mir ist ganz miserabel zumute. Ich war dumm genug einen Auftrag für ein lächerliches Werk anzunehmen, eine Rhapsodie, zum Thema Paradies. Irgend so ein reicher Spinner möchte damit seine erlauchten Gäste unterhalten lassen. Aber was soll man tun, nur von Klangwolken allein kann man sich nicht ernähren.

Serenus: Nun das klingt ja recht erbaulich. Freude schöner Götterfunke, oder so ähnlich!

Adrian *(lacht hysterisch)*: Ja genau! Nichts gegen Beethoven, aber im Ernst, so etwas kann man doch nicht schreiben.

Serenus: Warum nicht? Zugegeben, es sind schon pathetische Klänge, aber etwas Erhebendes, etwas Eingängiges, ja, vielleicht ein wenig Pathos, so etwas wird sich dein reicher Paradiesvogel wohl vorgestellt haben. Aber ich sehe, du hast ja schon einiges zu Papier gebracht, willst du mir nicht einen kleinen Vorgeschmack aufs Paradies erlauben?

Adrian *(verlegen)*: Nun, ja, …, ich weiß nicht, hm, das ist normal nicht meine Art, … Gut, dir will ich's nicht abschlagen. *(spielt einige Takte am Klavier, danach tritt eine kurze Pause ein, Adrian bleibt stumm)*

Serenus: Nun ja, … äh, … Bravo! Interessant, … der Kontrapunkt … und dann diese Harmonie…

Adrian *(fährt auf)*: Schweig! Du hast nichts verstanden. Höre doch, zunächst werden alle Halbtöne der Tonleiter angespielt, ohne sich zu wiederholen und dann in umgekehrter Reihenfolge und daraus entsteht ein geistiges Gebäude, ein völlig unpathetisches Erklingen von dem, was an Tonalität zur Verfügung steht, verstehst du, ich löse die Musik heraus, aus den Zwängen von Harmonie und Kontrapunkt, um ihr eine neue Dimension des Intellektes zu verleihen.

Serenus: Gut, ja, ich verstehe, aber das Paradies…

Adrian: Soso, du denkst also an eine sonnige Wiese im Frühling, selige Ruhe, ein griechischer Tempel im Hintergrund, vor dem halbnackte Weiber den Ringerei vollführen, die Vögel zwitschern und eine immervolle Karaffe köstlichen Weines neben dir. Die Pastorale, oder die Bauernhochzeit aus Smetanas Moldau erklingt zur allgemeinen Erbauung und nichts kann dich aus deiner wollüstigen Selbstzufriedenheit herausreißen…

Serenus: Nun ja, ich muss zugeben…

Adrian: Und das wäre paradiesisch? Mein guter Serenus, nun gibst du dich aber unter deinem Wert geschlagen, ist es Wollust und Müßiggang, was dir so erstrebenswert scheint? Siehst du, diese Klänge, sie haben dich nicht berührt? Gut, so höre ein weiteres Mal! *(Adrian spielt die Takte erneut, Serenus blickt verlegen von einer Ecke des Zimmers zur anderen)* Hörst du die unendlichen Möglichkeiten, die in dieser Konstruktion stecken? Die Folge von Tönen, die in dieser Art streng konzipiert dem Geiste unendliche Nahrung bietet, die süßer ist, als jeder Wein, die tiefer ist, als das tiefste Meer und weniger greifbar, als die entferntesten Galaxien und die dir so die unendlichen Möglichkeiten des Geistes offenbart. Und doch sind das erst die kläglichen Anfänge eines Schaffens, das ich niemals vollenden kann, das wohl niemals seine Vollendung finden wird.

Serenus: Nun, Adrian, ich verstehe, was du meinst, die Frühlingswiese ist begrenzt durch den Horizont und völlig unvorstellbar ist dessen Aufhebung in der sinnlichen Welt. Das Auge wird sich satt sehen, an den Grazien und die Zunge wird des Weines überdrüssig, auch wenn es sich um den edelsten Tropfen handelt der je gekeltert wurde.

Adrian: Genau! Und was ist daran paradiesisch, wenn die Situation schon ihre eigene Auflösung im niedersten Sinnesrausch in sich trägt, wenn der faulige Geschmack des Moders schon dem Weine anhaftet und ein graues Haar deiner Grazie ihr wahres Wesen, nämlich jenes des Vergänglichen, als Trophäe an sich trägt. Wenn der Tempel die hübschen Risse des Antiken und Ehrwürdigen zur Schau trägt, an denen er einst zerbrechen und zu Staub zerfallen, als Ruine das wüste Land deines einstigen Genusses zieren wird. Dein Geist aber wird schon verkümmert sein und dennoch der Wollust überdrüssig. Ist das also das Paradies, das dir vorschwebt?

Serenus: Ich verstehe, dass du dich ganz dem Geistigen widmest, dass dein Schaffen nicht auf das Sinnliche abzielt, dass du erkannt hast, dass dein Wesen nach Klängen strebt, die von strengen geistigen Regeln geformt, dir unendliche Möglichkeiten eröffnen und die dir Einblick gewähren in Sphären, ganz losgelöst vom Sinnlichen und Wollüstigen und welche dir somit die Pforten eines - äh, ja, ich will sagen - reinen Paradieses aufschließen. Doch ist es nicht so, dass sich diese Pforten auch nur für Augenblicke öffnen, dass du gleichsam in einem geistigen Rausche hineinblickst ins Paradies, nur um es wieder zu verlieren. Sagst du nicht selbst, dass es dir manchmal erscheint, als ob du an einem Orte lebtest, an dem es unerträglich heiß ist und du nur die Wahl hast, an einen Ort zu wechseln, an dem es wiederum so bitter kalt ist, dass du erneut mit freudiger Erwartung nach der Hitze strebst. Mir scheint, du selbst hast einst das Gleichnis von der Meerjungfrau formuliert, welche sich nichts sehnlicher wünschte, als über das Land zu gehen und als sie dann auf zwei schönen Beinen stand, es ihr war, als ob sich bei jedem Schritt scharfe Messer in ihre hübschen Füße bohrten und sie erschrocken und vom Schmerz gezeichnet, wieder dem Meere zustrebte?

Ist das dein Paradies, ganz im Ernst scheint mir dies nichts weniger, als ein Gleichnis der Hölle zu sein. Hast du nicht selbst gerade erwähnt, dass du das Werk niemals wirst vollenden können?

Adrian *(nachdenklich)*: Serenus, mein Guter, wie recht du hast, und doch wieder nicht. Ja, ich will es nicht leugnen, ich selbst habe dergleichen wohl schon geäußert, aber dennoch kann ich es dem Paradiese nicht zugestehen, aus sinnlichen Genüssen zu bestehen, ein solcher Gedanke scheint mir von Grund auf verlogen. Es ist schon wahr, dass das Streben und Schaffen eine Mühsal ist und dass die Suche nach geistigen Höhen und nach dem Substanzlosen, dem nie Dagewesenen nur für Augenblicke die Wiederkehr des immer Gleichen zu durchbrechen mag, doch scheint es mir dennoch der einzige Weg zu sein, der uns dem näher bringt, wonach wir in der Tiefe unseres Geistes streben, nach dem, das uns antreibt und uns verleitet, aus voller Überzeugung zum Augenblicke zu sagen: Verweile doch, du bist...

Serenus *(unterbricht)*: Nun wirst aber du recht pathetisch, doch denke auch an die Zuhörer, an jene Paradiesvögel, die sich Erbauung wünsche, denn, wie du selbst sagst: Von Klangwolken allein….

Plötzlich dringen furchtbare Flüche und eine krächzende, trällernde Stimme, die schreckliche Lieder zu singen scheint, in das ruhige Arbeitszimmer. Die Haushälterin Ludmilla kreischt und versucht zu verhindern, dass die soeben erschienen polternden Zeitgenossen unsere beiden Freunde bei ihrer trauten Zwiesprache stören. Doch nach einem lauten Knall hört man die Brave nur noch röcheln. Erschrocken drehen sich Adrian und Serenus zur Tür. Thomas Mann und Arnold Schönberg treten, bis an die Zähne bewaffnet mit Maschinengewehren und Handgranaten, ins Zimmer.

Thomas Mann: *(stößt derartig derbe und schlecht formulierte Flüche aus, dass wir diese unmöglich zu Papier bringen können)*

Arnold Schönberg: *(singt grauenhafte und schrecklich tönende Seemannslieder, ohne jeglichen kompositorischen Anspruch)*

Noch bevor Adrian und Serenus zu Wort kommen, eröffnen die beiden Eindringlinge das Feuer, schießen alles kurz und klein und setzen dem unwürdigen Spektakel ein Ende, indem sie unsere beiden Freunde in die ewigen Jagdgründe befördern. Als der Rauch sich legt, krabbelt die unentdeckt gebliebene Wanze davon und hat nun das berechtigte Bedürfnis, sich an einen beschaulichen und fröhlichen Ort zurückzuziehen.

clr

Wellness

hochbau

Kritische VerbraucherInnen vermuten dieser Tage hinter Produkten und Dienstleistungen mit Wellnesspräflx eine ausgekochte Wellnessindustrie, abstruse Kreationen der aller perfldesten Marketingheinis, die alles zwischen Aalsuppe und Zwerchfellstraffgerät verwellnessen, um auch die alternativsten, konsumprofllglitschigsten Bobos zu angeln. In Wirklichkeit ist Wellness aber ohnehin völlig subjektiv und ein in der U-Bahn verzehrtes Bio-Vollkornweckerl mit Wellnesschinken weniger Wellness als ein in aller Gemütlichkeit genossene Pferdeleberkäsesemmel. Daher kann die industrielle nur Erfüllungsgehilfe für die persönliche Wellness sein. Wellness sind der Zirbenschnaps am Gipfelkreuz, die Masturbation zum Schlafen gehen, bei Sonnenuntergang am Steg eines (e.g. Kärntner) Sees zu sitzen, ein tröstendes Gespräch unter FreundInnen, im Bett bleiben an jenen dafür vorgesehenen Daten usw. Versuchen Sie in Zukunft daher immer dann dieses zugegebenermaßen etwas ausgelutschte Präflx zu verwenden, wenn Sie sich oder Ihrem Körper etwas Gutes tun. Dann beginnt der Tag mit einem ausgedehnten Wellnesstuhlgang und endet für manche von Ihnen wohl mit dem Wellnesvibrator Ihres Vertrauens. Es funktioniert.

hh

Wellness, Wellness über alles, über alles auf der Welt.

tiefbau

Gibt der geneigte Mensch den Begriff Wellness bei Google ein, so darf er sich über 135.000.00 Treffer freuen. Und hat damit den ersten großen Fehler gemacht: In einer Welt in der es Wellnesswässerchen linksdrehend (für wunderschöne [a.D.] Marxistinnen), sowie rechtsdrehend (für Führer des dritten Reiches ähhh Lagers) gibt, ist der Begriff ungefähr soviel Wert wie isländische Schuldverschreibungen. Der Papst der Wellness~~faschisten~~ ähm .fetischisten ist ein gewisser Dungl Willhelm. Heiße 64 Jahre alt geworden. In Äthiopien respektabel, für einen Führer der Wellnessbewegung so traurig wie das Wahlergebnis der Grünen bei der kommenden EU-Wahl. Also mal im dunglschen Universum vorbeigesurft um einen nutzlosen Tee zum Munterwerden zu kaufen? 5,75? Geschenkt. Egal ob das so effektiv wie Styropor gegen Tortenheishunger ist oder nicht. Da steht Dungl drauf und wo Dungl drauf steht ist Wellness drin und das ist super. Aber ich sage euch: Wahres Wellnessempflnden kommt von innen. Sprich, es ist die Kruste des Schweinsbraten, das mit der Magensäure zu Raufen beginnt, oder der Tequilla der die Darmwand durchfressen will. Wir wollen ja nicht wie der Dungl Willi enden...

elp





hier&jetzt

Schorsch Kamerun

Wenn es deutschsprachigen Punk gibt, der über viele Jahre relevant war und sich dennoch nie verraten hat, dann ist Schorsch Kamerun die Galionsfigur dieses Geistehrschiffs. Geisterschiff deshalb weil jedem, der sich damit beschäftigt hat, klar sein muß, daß Punk nicht für die Ewigkeit gebaut ist. Es ging nicht eigentlich um einen neuen Entwurf, sondern schlicht um einen Gegenentwurf zum aufkommenden Virtuosentum und den Star-Allüren der Rockmusik sowie einem demonstrativen ins-Gesicht-spucken in Bezug auf die kleinkarierte Genügsamkeit der Bürgerlichen mit ihrem Lieblingskind: Wirtschaftswachstum. Punk war insofern nicht eigentlich ein Rufzeichen, sondern wohl eher ein mit Gewalt gerade gehämmertes Fragezeichen. Und das auf allen ebenen: schließlich ist Anarchie kein politisches Programm sondern schlicht die totale Verweigerung.
Schorsch Kamerun hat zunächst auch nicht gewußt was er da tat und eben diese grundnaive Herangehensweise macht den frühen Punkt wohl auch aus. Der Punkt ist nur: man kann nicht ewig Dilettant sein, weil in jeder Form von Ausdruck Muster zu finden sind, die auch eine betont untheoretische Subkultur wie Punk auf klare Parameter herabbricht und irgendwann reflektiert werden mußten. (Das macht den Post-Punk dann wohl auch so schön verschroben). Es gab eine Zeit, da war der unterschied zwischen den Goldenen Zitronen und den Toten Hosen mit freiem Auge kaum auszumachen – nicht umsonst waren sie einst beim selben Label. Sie haben sodann gänzlich andere Richtungen eingeschlagen, aber angekommen sind ironischerweise beide im Burgtheater. Die Hosen spielten dort ein wischiwaschi-MTV-unplugged vor ewig-gestrigen Fans bzw. verirrten Abonnenten und auch Kollege Kamerun wird mehr und mehr von der Hochkultur ergriffen und gilt mittlerweile als gefragter Theaterregisseur. Der Punkt ist: beide leben heute sehr gut von den Exzessen ihrer Jugend, weil sich die „Leitkultur" über die „Randkultur" erdet und heute stolz ist mit den wilden Hunden aufzufahren. Das soll keine Nörglerei sein und es wäre freilich Blödsinn Campino und Kamerun gleichzusetzen, aber an diesem einen Punkt soll ein zentraler Mechanismus in Sachen (Gegen) kultur exemplarisch verdeutlicht werden: das populäre Posieren bedient sich neuer Haltungen, verbraucht diese und zieht weiter...

Vor drei Jahren hatten wir uns nach einer Vorführung der Dunkelziffer in einem Wiener Cafe verabredet. Wir haben uns damals über die Vereinnahmung bzw. die zunehmende Kraftlosigkeit der Punkbewegung unterhalten. Punk als Gegenentwurf zu einem bürgerlichen Lebensstil sei in dem Moment nicht mehr tragbar, als sich die Leitkultur auch daraus bediente. Siehst du trotzdem Möglichkeiten für Punk als Gegenkultur oder auch andere Ansatzpunkte für Punk in der Zukunft?
Ich mag den Begriff nicht bis zur Unkenntlichkeit überprüfen. Punk ist ein Moment und läßt sich nicht festhalten. Das wußten aber auch alle. Ich glaube an Möglichkeiten Dinge anzuhalten, umzubenennen oder anzugreifen. Das kann Vorbilder oder Strategien im Punk, im Dadaismus, Situationismus, Aktionismus, Anarchismus und so einigen anderen -musen haben...

Gustav (Anm.: die er persönlich kennt) hat neulich in meinem Interview gemeint, sie wäre als Eva Jantschitsch eine andere Person. Du heißt auch in deinem Privatleben Schorsch und nicht mehr Thomas Sehl. Bedeutet das auch, daß der Trennstich zwischen Bühnenfigur und Privatperson generell entfallen ist?
Ganz unterschiedlich. Ganz grundsätzlich trenne ich privat und „Kunst machen" möglichst nicht. Das liegt ja auch immer im Auge des Betrachters. Die meisten kennen mich als Schorsch, aber gerade das kann auf Dauer sehr langweilig sein. Ich selbst heiße Kamerun Diaz gerade. Oder Tuffi. oder „Der Mensch" (wie „das Auto", wie VW seine Produkte nennt...).

1994 markiert einen besonders markanten Punkt in der Zitronen-Diskographie. Woher kam damals die Überzeugung, konkretere politische Aussagen treffen zu müssen und „klassische" Rockanleihen zb. von den Kinks (Anm.: „Das Bißchen Totschlag" enthält eine 1:1 eingedeutschte Version von „people take pictures of each other") zu nehmen?
Eigentlich gab es mehrere Drehpunkte bei uns. Politische Menschen waren wir natürlich vorher schon. Nur nach den Ereignissen in Hoyerswerda und anderswo wollten wir uns völlig uninterpretierbar zeigen. Kinks ist eine Spielart mehr nicht.

2006 ist wieder so ein Jahr: die demonstrative Abkehr vom „boring old slogan" bzw. den klassischen Punkschlachtrufen im Allgemeinen oder auch dem üblichen unreflektierten Kommunismus, der auch 2001 schon torpediert worden war, stellt Punk an und für sich auf eine harte Probe. kannst du dazu kurz Stellung nehmen?
Es gab schon 1990 eine platte die „Fuck You" hieß wo wir zum Teil auch unseren eigenen „Fans" meinten. Wir haben eben keine Lust, Erwartungshaltungen zu erfüllen. Das wäre nämlich „unpunkig"... Und Slogans a la „Bullenschweine" taugen schon seit Mitte der Achtziger nichts mehr.

Eigentlich markiert jedes Album einen gewissen Bruch und auch in deinem solo-Werk ist in ständiger Bewegung. Du hast in einem Interview mal gemeint dein bester Satz sei „daß ich immer nur weg will von euch macht mein leben zu schnell". Wohin triebt es dich im Moment?
Eigentlich immer dasselbe: ich frage mich wie ich Scham und Angst über die Mittel von Sprache, Musik und Bühne kenntlich machen kann. Und am besten noch mit Laune und Unterhaltungswert. Zur Not auch mit Saufen.

Du hast vor drei Jahren gemeint, daß du eurer Tourdoku „Golden Lemons" eher skeptisch gegenüberstehst. Findest du, daß ihr euch zu sehr „in die Karten schauen" habt lassen oder woran liegt das?
Das lag daran, das die Filmer sich nicht weiter für unsere Band und unsere Aussagen, Haltungen, nicht mal für das was wir da gemeinsam erlebt haben, interessiert hatten, sondern für ein ästhetisches Roadmovie. Die ganze Tournee war einfach ganz anders. Nicht mit dauernden melancholischen Blicken aus Bussen heraus...

Manche von deinen Jugendfreunden sind mittlerweile sehr reich und mit deiner Theatertätigkeit wirst du auch nicht schlecht verdienen. Hat das dein Verhältnis zu Geld, Punk oder Kunst im allgemeinen verändert?
Ich bin jemand der ständig in Zweifel und Ängsten mit allem lebt: gestörtes Selbstwertgefühl. Geld ist eines von unendlich vielen Fetzen die etwas Beruhigung vorgaukeln. Auf Dauer hilft unserem Hirn aber nur „Beziehung", also Freundschaft und Auseinandersetzung im gemeinsamen. Was ich immer schon wußte: ich interessiere mich nicht im Geringsten für materielle Dinge.

In „der Bürgermeister" nimmst du dich im Endeffekt selbst aufs Korn. Scheinbar führt auf lange sicht kein Weg vorbei am bürgerlichen Lebensentwurf. Wie geht es dir mit diesem gewagten Spagat oder hast du das Paradoxon mit eben diesem Lied für dich gelöst? Warum denn bürgerlich?
Das Stück sagt, daß sich heute alle für das interessieren was mal „Underground" war. Ob Politiker oder Kunststudent. Und das deshalb Präsidenten Saxophon spielen und cool das neue

wein



musik

Kreisky – Meine Schuld, meine Schuld, meine große Schuld (Wohnzimmer) 2009

Kawumms: auf die 12 und in den Magen! Musikalisch als auch textlich. Auf der ersten Platte hieß es: „Es gibt genug zu fürchten, 1000 Gründe Angst zu haben" und diesmal konkretisiert Franz A. Wenzl: „Ich habe Angst vor tiefen Gewässern, ich habe Angst alleine zu bleiben, ich habe Angst vor zu klugen Leuten und oft hab ich Angst der Teufel zu sein". Häufig bezieht sich diese Angst dabei auf gescheiterte Beziehungen: „Und du hast hundertmal gesagt, daß du ok bist und auch hundert mal, daß ich ok bin. Aber gemeint hast du, daß du so richtig ok bist und ich bin nur so halbwegs ok. (schreit:) OK!?" Verkeilte Kommunikation verheizt Wenzl generell am liebsten. Das gilt auch für den alltäglichen Smalltalk der „lachenden Dritten", die er zitiert als hätte er den Text genau so an irgendeiner Bar aufgeschnappt und schreit ihn zurück als wollte er die Urheber mit ihren eigenen Worten totschlagen. Eine dieser Tiraden wird in eine Walzer-Ballade verpackt: „Wir brauchen uns nicht zu verstehen, wir können uns arrangieren, wir brauchen uns nicht zu versöhnen, wir können uns aneinander gewöhnen". Allem gemeinsam ist die Enttäuschung über Beziehungen/Freundschaften, damit verbundenes Unverstanden-Fühlen, Scham/Schande und eben die „große Schuld" die unleugbar im Raum steht wie ein Monolith und doch niemandem zugewiesen werden kann - aber schreien kann man: „...und ich schrei sehr laut: AAAAH!" Generell ist die Platte etwas verschrobener als das Erstlingswerk aber auch deutlich griffiger, konsequenter und sehr, sehr aufrichtig. Null % „Glitzerscheiß!" Diese Platte wird auch in 50 Jahren noch großartig sein – es könnte aber bei manchen auch etwas länger dauern, bis sie angekommen ist. In jedem Fall sind Kreisky eine unglaublich clevere Schweinsrockbrigade aller erster Güteklasse. Hut ab!

Pavement - Brighten the Corners (Matador) 1997

„Pavement's worst record so far is still worth listening" hab ich irgendwo mal gelesen. Ich bin da anderer Meinung, für mich ist es ihre beste Platte aber es ist schon auch eine Seltenheit, daß die „schlechteste" Platte einer Band überhaupt hörenswert ist. Das kann ich eigentlich von keiner Band behaupten. Egal. Brighten the Corners ist für mich die klügste Platte überhaupt. Die Texte machen bei Malkmus zwar meist herzlich wenig Sinn, aber im Zusammenspiel zwischen diesen trocken bis zynischen Worten und der pavement-typischen Gratwanderung zwischen hymnischem Pop und Zähneknirschen wird klar, dass hier jemand nachgedacht hat. Malkmus jagt in einem irrsinns Tempo durch ein gedankliches Dickicht und versteckt darin Perlen wie: „You've been chosen as a extra in the movie-adaptation of the sequel to your life" oder



„open call for all prison architects – send the blueprints a.s.a.p.". Abgesehen davon lebt der Gesang Malkmus' in erster Linie von dessen eigenwilliger Phrasierung. Das ist sowohl melodisch als auch in Bezug auf die eigenwillige Betonung der Worte zu verstehen. Kommt auch vor, dass er einfach nur jault oder schnarrt. Die Platte beginnt mit dem fulminanten „Stereo" („hey! Listen to me! I'm on the stereo!") dass in wunderschöner Selbstherrlichkeit vor sich hin stampft und endet mit dem epischen "Fin" zu dem sich gegen Schluss eine unverschämt schief heulende Gitarre gesellt. Fazit: Hallelujah!

Brian Eno - Taking Tiger Mountain (Island) 1974

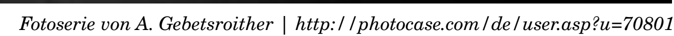
Das zweite Solowerk des bunten Hundes der streitbaren (!) Roxy Music ist unglaublich großartig. Das hat die Musikpresse damals ähnlich gesehen, aber gekauft haben das gute Stück nur wenige. Ein früher Liebhaber der Platte war aber David Bowie, der sie zum Anlass genommen hat, Eno anzuheuern und in den späten 70ern nicht nur eng mit ihm kollaboriert hat, sondern teilweise auch dessen Songs als eigene ausgegeben hat (bsp. Warszawa, nach dem sich Joy Division ursprünglich benannt hatten). Der Titel der Platte ist übrigens einer chinesischen Oper entnommen und China dienst auch textlich einige male als Reverenz, aber politisch ist die Platte nicht wirklich. Vielmehr ging es Eno um „the dichotomy between the archaic and the progressive. Half Taking Tiger Mountain – that Middle Ages physical feel of storming a military position – and half (By Strategy) – that very, very 20th-century mental concept of a tactical interaction of systems." Beim Produktionsprozess der Platte wurde dem „Zufall" sehr viel Spielraum gegeben. So wurde ständig das eigens entworfene Kartenset „Oblique Strategies" zu Rate gezogen. Eine solche Karte verkündet: „Look closely at the most embarrassing details and amplify" eine andere "Honour the error as a hidden intention" und wieder eine andere "Try faking it". Das ergibt dann eine unglaublich kräftige musikalische Suppe, die derart divers ist, dass sie sehr viele spätere Musikrichtungen hörbar vorweg nimmt und arrangementtechnisch jeden Musiker neidisch macht. Ich habe schon seit längerer Zeit den beunruhigenden verdacht, dass Eno später deshalb Ambient erfunden hat, weil er im Songformat keine Herausforderung mehr gefunden hat. Schon vier Jahre später war es so weit.



wein






Fotoserie von A. Gebetsroither | http://photocase.com/de/user.asp?u=70801



Dies irae

oder: Denn alles Fleisch, es ist wie Grasoder auch Plädoyer für ein deutsches Requiem

Dies irae dies illa,
Solvet saeclum in favilla:
Teste David cum Sibylla.

Quantus tremor est futurus,
Quando iudex est venturus,
Cuncta stricte discussurus!
Tuba mirum spargens sonum
Per sepulcra regionum,
Coget omnes ante thronum.
(...)
Rex tremendae maiestatis,
Qui salvandos salvas gratis,
Salva me, fons pietatis.
(...)
Preces meae non sunt dignae:
Sed tu bonus fac benigne,
Ne perenni cremer igne.
(...)
Lacrimosa dies illa
Qua resurget ex favilla.
Iudicandus homo reus:
Huic ergo parce Deus.
(...)

Anfänglich nur als größeres Anhängsel gehandhabt, fand der Hymnus mit dem Text „Dies irae, dies illa usf." etwa im 13. Jahrhundert Eingang in den berühmten, weil heute wieder modernen und durchaus sinnvoll bei der Meditation eingesetzten Gregorianischen Choral, dessen Eigenart im eintönigen sowie -stimmigen Herunterleiern liturgischer Texte besteht. Die Obrigkeit hat das Gedichtlein, das sehr nette Endreime aufweist (was damals durchaus modern war) und sich offenbar großer Beliebtheit erfreute, beim Konzil von Trient in den Ablauf der Totenmesse, auch *Requiem* genannt, aufgenommen; spätestens ab diesem Zeitpunkt wurde es fortan auch fleißig vertont. Beschränkte man sich in kaum aufgeklärten Zeiten noch auf relativ einfaches Herunterbeten der 17 Strophen, verfuhr man in jüngeren dergestalt, dass man die Huldigung an das Jüngste Gericht im Vergleich zum übrigen *Ordinarium Missae* beträchtlich aufblähte. Anstatt eines Satzes, der alle Strophen enthält, schrieb man acht Sätze, um alle Teile des Hymnus' ordentlich ausschlachten zu können. Der Tag des Zorns wurde Gegenstand etlicher schauerlicher Vertonungen; das Jüngste Gericht wird der Trauergemeinde seitdem in all seiner Fürchterlichkeit vorgeführt – den Leuten muss ja schließlich etwas geboten werden. Wenn man sich für *Dies irae*-Vertonungen interessiert, sollte man Vorsicht walten lassen, denn – bei aller Ehrfurcht vor jenen Ausnahmeerscheinungen der Menschheit, welche in der Kunst des Tonsetzens das Unaussprechliche zu erfassen vermögen – man stößt durchwegs auf gewaltige, furchteinflößende, durch die Musik in rasante Bewegung oder schreckliches Wabern versetzte Gebilde; was aus heutiger, säkularer Sicht schnell langweilig wird, insbesondere bei schlechten Aufnahmen. Also: immer nur *ein* Requiem pro Todesfall zu Gemüte führen. Übrigens wurde und wird die ursprüngliche Melodie, die wir in der Gregorianik wieder finden, häufig außerhalb des Kontextes verwendet, also abseits der Totenmesse. Eines der unter so genannten Klassik-Liebhabern bekanntesten Zitate dürfte sich in Berlioz' *Symphonie fantastique* finden; jene, die sich gerne mithilfe Hollywoodscher Zelluloid-Produktionen in den Zustand des Gruselns versetzen, können eventuell von entsprechender Anwendung in Kubricks *Shining* oder bei den *Gremlins* (Regisseur/euse unbekannt) berichten.

Wie ein hervorragendes, weil durchwegs gelungenes Beispiel, welches ich einem „echten" Requiem jederzeit vorziehen würde, zeigt, geht es auch ohne *Kyrie* und *Tuba mirum* und *Sanctus* und weißderTeufel – siehe Brahms, der in seinem einzigartigen *Deutschen Requiem* nicht nur vollkommen auf das lateinische Geschwafel verzichtet, sondern auch auf jeglichen Jesus-Bezug, und ohne das einschüchternde *Dies irae* auskommt; in schöner Psalmen-Prosa weist unser Tonkünstler mit Pauken und Blechbläsern darauf hin, dass freilich *Alles Fleisch wie Gras* und *Alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume* und daher dem Verfall geweiht sei, dass mit uns *ein Ende haben* müsse und unser *Leben* als *ein Ziel* habe, die Toten aber selbstredend *Selig* seien und man außerdem darauf hoffen dürfe, dass man getröstet werde, *Wie einen seine Mutter tröstet*; es dürfe zudem davon ausgegangen werden, dass die *Erlöseten des Herrn wieder-* und *Freude, ewige Freude* über ihre Häupter hernieder kommen werde, sodass *Schmerz und Seufzen weg müssen* werde; die Wohnungen des *Herrn Zebaoth* seien im übrigen äußerst *lieblich*. Auch Brahms lässt aber sodann die unvermeidliche *letzte Posaune* fürchterlich erschallen und die Toten auferstehen und sich verwandeln – und wenn der Chor endlich streitlustig fragt, wo der Tod denn nun seinen Stachel, die Hölle ihren Sieg gelassen habe, fährt dem erregten Hörer alsbald ein Schauer über den Rücken und er kann dem brodelnden Inferno befreit entgegen lachen, denn er ist sich plötzlich seines Triumphes über das Böse gewiss, und dass dieses ihm nichts anhaben könne. Abschließend kommt Brahms noch einmal auf die *Seligkeit* der Verblichenen zu sprechen und entlässt uns mit dem tröstlichen Gedanken, dass sie nun *von ihrer Arbeit ruhen* und ihre *Werke ihnen nachfolgen* werden. Somit sei der Tod zwar unausweichlich sei, so Brahms; aber keineswegs so schweißtreibend, wie Verdi uns das weismachen wollte.

Wer jetzt noch immer nicht zum evangelischen Glauben konvertieren will, der verfolge das aktuelle Tagesgeschehen...

chr

Das verlorene Paradies

Mit viel Gespür für die filmische Ausdruckskraft zeigt der französische Regisseur Olivier Assayas in seinem Film „L´Heure d'été" (F 2008, dt. Titel: „Sommerzeit") das Porträt einer Familie am Wendepunkt: der Tod der Mutter zwingt die Zurückgebliebenen sich mit der eigenen Familiengeschichte auseinander zu setzen. Dem gegenüber stehen die Anforderungen einer globalisierten (Arbeits-)Welt...

Mit viel Gespür für die filmische Ausdruckskraft zeigt der französische Regisseur Olivier Assayas in seinem Film „L´Heure d'été" (F 2008, dt. Titel: „Sommerzeit") das Porträt einer Familie am Wendepunkt: der Tod der Mutter zwingt die Zurückgebliebenen sich mit der eigenen Familiengeschichte auseinander zu setzen. Dem gegenüber stehen die Anforderungen einer globalisierten (Arbeits-)Welt…

Jérémie (Jérémie Rénier) lebt mit Frau und Kindern in China, der Job in der Schuhproduktion mit aussichtsreichen Karrierechancen verlangt Mobilität und Flexibilität. Die Schwester Adrienne (Juliett Binoche) arbeitet als Designerin in New York. Einzig der Älteste der drei Geschwister, der Ökonom Frédéric (Charles Berling), blieb mit seinen Kindern und seiner Frau in Frankreich. Verbindendes Element der geschwisterlichen Beziehungen ist das französische Landhaus des vor 30 Jahren verstorbenen Onkels, ein Maler der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, außerdem leidenschaftlicher Kunstsammler und heimlicher Geliebter ihrer Mutter, Héléne Berthier (Edith Scob). Mit liebevoller Akribie verwaltet diese den Nachlass des Maleronkels, führt Listen über den Wert angekaufter Kunstgegenstände und kümmert sich um das öffentliche Ansehen des Künstlers Paul Berthier. Selbst die Bruchstücke der in Kindheitstagen von Frédéric zerstörten Degas-Figur werden im Plastiksack sorgsam aufbewahrt.

Die seltenen Sommerfeste bringen bei versammelten drei Generationen – Mutter, drei erwachsene Kinder und zahlreiche Enkelkinder – Leben in das wunderschön veraltete Landhaus mit überwucherndem, ausuferndem Garten. Dem gegenüber stehen einsame Abende, die die Mutter in morbiden Grübeleien darüber verbringt, was wohl mit all den wertvollen Antiquitäten nach ihrem Ableben passieren wird. Sie will keinesfalls, dass die Kunstgegenstände eine Last für ihre Kinder sind. Andererseits ist ihr bewusst, dass ein Verkauf des Anwesens samt den Wertgegenständen gleichzeitig einen Verlust an unersetzlichen Teilen der Familiengeschichte bedeuten würde: „Vieles wird verschwunden sein mit mir", meint sie im Halbdunkel des Raumes sitzend zu ihrer Hausdame Éloise, in einer eindrücklichen Szene des Films, „Erinnerungen, Geheimnisse, Geschichten – die keinen interessieren." Vorsorglich wird der älteste Sohn in die Nachlassverwaltung eingeführt, erfährt wider seinen Willen wie viel Schrank und Schreibtisch Wert sind und welche Museen die Malereien und Skizzenbücher gerne in ihrer Sammlung hätten.

Die Last des Erbes

Als Héléne Monate später tatsächlich stirbt, sitzt der Schock tief. Es beginnt eine Auseinandersetzung mit dem Erbe, die sich angesichts unterschiedlicher Lebensweisen und daran geknüpfter Bedürfnisse als schwierig gestaltet. Jeder der Geschwister hat ein anderes Verhältnis zur eigenen, familiären Vergangenheit, hat andere Auffassungen darüber, was Familie bedeutet. Frédéric erkennt, dass mit dem Verkauf des Hauses ein Teil der familiären Wurzeln abgeschnitten wird. Er wollte das Haus und Paul Berthiers Kunstwerke irgendwann an seine Kinder weitervererben, sie so zu einem Teil der zukünftigen Familiengeschichte werden lassen. Jérémie interessiert sich dagegen kaum für Fragen des Aufbewahrens, er braucht dringend Geld für seine berufliche Expansion in China. Und Adrienne hängt zwar an ganz bestimmten Objekten im Haus, die sie auch für sich beansprucht, steht aber ansonsten einem Hausverkauf alles andere als im Wege.

Was keiner der drei bedenkt, ist jene Generation in die Diskussion miteinzubeziehen, die ebenfalls von der getroffenen Entscheidung eines etwaigen Landhausverkaufes betroffen ist: deren Kinder. Selbst Héléne spricht ihren Enkelkindern ein Interesse an der Fortführung des Erbes ab. Die Generation der Enkelkinder wird in ihrer Gleichgültigkeit familiären Belangen gegenüber durchaus unterschätzt, wie Assayas anhand der Tochter Frédérics, Sylvie, zeigt: Sie erkennt als Einzige, dass die Geschichten rund um das Haus und die Werke Paul Berthiers eine Verbindung schaffen, die die Familie zusammenhält. Mit dem Landhaus und dem Verkauf der Kunstwerke gewinnt die Familie zwar Geld, verliert aber damit gerade jenen wichtigen Teil, der die Geschwister und deren Kinder miteinander verbindet.

Das Bewahren der Familiengeschichte, so wie Héléne Berthier in liebevoller Sorgsamkeit die Geschichten Paul Berthiers aufbewahrte und weiterführte, verliert für ihre Kinder an Wichtigkeit. Olivier Assayas sieht dies durchaus als Problem unserer Zeit an: „Die Logik der Wirtschaft ist stärker als der familiäre Zusammenhang – überall. Was wir als essenziell ansehen, unser Verhältnis zur Geschichte, zur Kunst, zu dem, wo wir herkommen, das verlieren wir aufgrund dieser wirtschaftlichen Macht, die dem genau entgegenläuft." Vor allem eine stärker werdende Individualisierung führt dazu, eher eigenen Interessen zu folgen, als Verantwortung über so etwas wie Familiengeschichte(n) zu übernehmen. Familie als verbindender Ort geht verloren.

Kunststücke im Museum als Tiere im Zoo

Im Film äußert sich dieser Verlust durch die endgültige Entscheidung zum Verkauf des Landhauses, samt deren Kunstgegenständen. Gerade die Kunstobjekte und Werke des Malers Paul Berthier zeigt Olivier Assayas als wichtiges Familiengut, das sich längst in die Familiengeschichte eingeschrieben hat: Die Motive seiner Bilder sind eng mit dem Landhaus und dessen wunderschönem Garten verbunden. So lebt Paul Berthier in jenen Geschichten rund um seine Bilder, die bei Familienzusammenkünften erzählt werden, weiter. Was jedoch passiert, wenn die Werke dem familiären Kontext entrissen werden? Was, wenn die eigentlich äußerst kunst- und wertvolle Vase nicht mehr wie üblich am Wohnzimmertisch mit frisch gepflückten Blumen darin steht, sondern sich, zweckentfremdet als Ausstellungsobjekt, im Museum hinter Sicherheitsglas wieder findet? Was, wenn die oben erwähnte zerbrochene Degas-Figur von professionellen Bildhauern wieder zusammengefügt und im Museum ausgestellt wird? Im musealen Kontext bleibt das Objekt steril, die zahlreichen (Gebrauchs-)Geschichten im alltäglichen Umgang mit dem Objekt verlieren ihre Wertigkeit. Die Vase im Museum reiht sich ein in eine Design- und Kunstgeschichte an unterschiedlich geformten Vasen. Sie verliert jedoch mit ihrer Funktion als Gebrauchsgegenstand auch ihre „Lebendigkeit". Olivier Assayas dazu: „Ich wollte herausfinden, was mit einer Kunst geschieht, die von einem Menschen und seinem Umfeld ausgeht und am Ende in einem Käfig endet, wo sie ihr spezifisches Leben verloren hat. Sie wird zu einem Teil Kunstgeschichte."

„L'Heure d'été" ist ein Film über den Bedeutungswandel von Dingen und Beziehungen innerhalb einer Familie. Die unprätentiöse und ruhige filmische Umsetzung kann dabei als Statement gegen einen allzu schnell vor sich gehenden Wandel in Zeiten der Globalisierung gesehen werden. Die formale Darstellung greift dabei den Inhalt des Films auf. Kino in seiner schönsten Form.

ger



Fotoserie von A. Gebetsroither | http://photocase.com/de/user.asp?u=70801

Kafka, Gott und das unzerstörbare Paradies

Angenommen „Gott“ ist ein Name. Wie der eines Schriftstellers beispielsweise, oder eines Schauspielers. Angenommen man erwähnt „Gott“, egal weshalb und völlig egal wo. Geistliche Kreise und Institutionen ausgenommen, wird man ein genervtes Seufzen hören, sobald man über einen gewissen „Gott“ zu sprechen beginnt. So als ob man „Pythagoras“ oder „Kafka“ gesagt hätte.

Über diesen gewissen „Gott“ scheint schon soviel gesagt worden zu sein, dass er einem wie ein nerviger, etwas gestörter Nachbar vorkommt, von dem man nicht immer weiß ob er jetzt da ist oder nicht. Ob daran die religiösen Überlieferungen und ihre konsequent labilen Interpretationen und Interpreten schuld sind, weiß ich nicht. Selbst jetzt während des Schreibens dieser Zeilen bin ich sehr vorsichtig, denn seine Anhänger sind oftmals leicht gekränkt. Leichter ist es Kafka, der in manchen Kreisen so unbeliebt wie Gott ist vorzuschicken und sich hinter ihm zu verstecken.
Erwähnt man den Namen „Franz Kafka“, verdrehen einige die Augen, einige sind seinen Werken erfolgreich aus dem Weg gegangen und andere wiederum können nicht anders als über ihn zu schwärmen als ob eine unterhaltsame Strandlektüre wäre. An diesen Reaktionen sind Schulpädagogen nicht ganz unschuldig, die mit ihren vorgefertigten Interpretationen ein Bild von Kafka entwerfen, das zwingend notwendige Bewunderung, Ehrfurcht oder simpel ausgedrückt Angst auslöst. Kaum einer liest Kafka wenn er nicht unbedingt muss und selbst dann gibt es noch die Möglichkeit die „Königserläuterungen“ zu Hilfe zu nehmen, um das schwierige Original zu umgehen. Und das ist schade. Wie die Sache mit Gott auch.
Kafka ist nicht schwierig, er ist gründlich und das ist es was ihn lesenswert macht. Es handelt sich um einen gründlichen Denker und sensiblen Schriftsteller. Falls es wirklich noch Menschen geben sollte die Kafka noch nicht gelesen haben, oder bereit sind Kafka eine zweite Chance zu geben, so sei hier der Ratschlag gegeben zuerst seine Briefe an Felice und an seinen Vater zu lesen. Am Besten man kauft sich eine dieser unglaublich günstigen Werksammlungen die es überall zu ergattern gibt, mit seinen Briefen an seinen Vater, die ihn menschlich machen und dem Bild der kühlen Intelligenzbestie widersprechen. Und danach möge man bitte immer noch nicht „Der Prozess“ oder „Die Verwandlung“ lesen, sondern seine Aphorismen. Und es sind diese Aphorismen, die beeindrucken. Denn er spricht indirekt an wie wir Gott oder die Überlieferung zu ihm denken, wobei wir wieder auf dünnes Eis wären.

„Wenn das, was im Paradies zerstört worden sein soll, zerstörbar war, dann war es nicht entscheidend; war es aber unzerstörbar, dann leben wir in einem falschen Glauben.“

Was Kafka hier ausdrückt ist eine Art Auflehnung gegen diese – alle tief gläubigen Leser mögen es mir womöglich verzeihen – etwas einfältige Story vom Sündenfall, die den drei großen Religionen dieser Welt eigen ist. Diese Kritik wird aber nicht gebracht, weil Kafka nicht an Gott glaubt, im Gegenteil Kafka war gläubiger Jude der sich mit Max Brod für einen Staat Israel stark machte. Diese Kritik an den Sündenfall schwächt das Prinzip „Gott“. Angenommen wir sind so bescheiden und denken nicht dass unser Dasein mit uns beginnt und mit uns aufhört, angenommen, wir vermuten eine göttliche Instanz zu der wir beten, weil wir ihr ein Art Allwissenheit unterstellen die wir nun mal nicht haben, denn wir wissen nicht WESHALB wir geboren worden sind, wohl aber wie.
Angenommen also es gibt einen Schöpfer. Allein die beiden Wörter „es gibt“ im Sinne von „es existiert“ in Bezug auf Gott bilden ein Problem, nämlich was über Gott gesagt werden kann und was nicht, denn schließlich erhofft man sich dass er nicht einfach so existiert wie ein Mensch, also lässt sich über Gott sagen „es gibt ihn“. Wir haben aber nun mal unser Vokabular das wir auch auf Gott anwenden, dem wir Allwissenheit unterstellen.
Stellt sich noch die Frage warum Gott so kindisch ist und Adam und Eva im Paradies ein Baum hinstellt von dem sie nichts pflücken dürfen und noch dazu es für nötig hält sie zu bestrafen wenn sie das getan haben, wenn sie gegen den Willen Gottes etwas getan haben. Also ist Gott gekränkt. Lässt sich wirklich über Gott sagen „der Allmächtige ist gekränkt“?
Diese „Geschichte“ ist rein menschlicher Natur. Wenn Gott eine Berechtigung darauf hat Gott zu sein, so darf er Neugier nicht strafen. Wenn es doch tut, muß man ihn umbenennen, er wäre Pädagoge, von der kleinkarierten Sorte, der einem mit Maßnahmen droht, wenn man nicht das tut was er will.

Aber Kafka ist noch viel klüger, er kritisiert nicht diese ganzen Kleinigkeiten, wie den Adamsapfel oder die Wehen der Frauen bei der Schwangerschaft als Folge ihrer Sünde, was wieder nicht auf einen Gott hinweist sondern auf einen kleinlichen Menschen (lässt sich über Gott sagen, er ist ein Macho?), sondern er kritisiert die Möglichkeit dass das Paradies zerstörbar war.
Juden, Moslems und Christen glauben daran dass das Paradies durch menschliches Versagen zerstört worden ist. Wenn wir es mit einem Garten zu tun hätten, dann wäre es möglich dass man aus einem Garten hinausgeschmissen wird. Aber das Paradies ist deswegen „Paradies“, weil es der perfekte „Garten“ ist, weil alles perfekt ist, spricht man von einem Paradies (müsste es nicht verboten sein „ein“ Paradies zu sagen? Gibt es denn mehrere Paradiese? Gab es denn mehrere?).
Ein Garten ist zerstörbar und ein Mensch hegt Groll und bestraft aber kann das Paradies denn zerstört werden, hat Gott denn bei der Erschaffung des Paradieses einen Fehler sich erlaubt und ihn zerstörbar gemacht, und hätte Gott nicht die Neugier der Menschen erahnen müssen, hat er sie denn nicht geschaffen, wie ist Groll möglich, für den Erschaffer? Wenn Groll möglich ist, ist auch Angst möglich. Ob Gott Angst hat? Das würden alle Klerikalen der Welt verneinen, denn Gott ist allmächtig und allwissend. Also warum wird er dann sauer und ist so stur?
Besonders für den Juden Kafka der das unerwünscht sein kannte, und eine Sehnsucht nach einer Heimat hatte, muss dieser Gedanke des zerstörbaren Paradieses und eines Gottes der einem hinausschmeißt wenn man einen Fehler gemacht hat, sehr zermürbend gewesen sein. Wenn selbst Gott einem hinausschmeißt, und selbst das Paradies zerstörbar war, wo ist man denn noch sicher?
Wenn Kafka sagt dass wenn das Paradies zerstörbar war, dass es dann nicht entscheidend war, dann deshalb weil Gott eine Art Ewigkeit und Perfektion darstellen muss damit ich an ihm glauben kann, damit ich die Sicherheit habe dass ich keinen grollenden, nachtragenden Menschen anbete, sondern meinem Schöpfer der mir verzeiht.
Angenommen also wir leben in einem falschen Glauben so wie Kafka es andeutet, welche fatale Folgen hätte das? Spontan fallen einem die Genderstudies ein und ihr Kritikpunkt am Sündenfall und die benachteiligte Rolle der Frau in religiösen Gesellschaften. Das wäre dann wohl erledigt. Und auch so manch geistliche Bedenken gegenüber dem „Weib“…..wären dann wohl auch: erledigt. Eben weil die Basis; der gesamte Plot des Sündenfalls ohnehin falsch sein muss, noch bevor jemand stigmatisiert werden kann.
Andererseits spricht Kafka von dem, das im Paradies zerstörbar war, also trennt er zwischen dem Paradies und dessen was im Paradies ist. Meint er also den Frieden, denn friedvoll stellt man sich für gewöhnlich das Paradies schon vor. Wenn also der Frieden zerstörbar war, war es nicht entscheidend. Auch das ändert nichts daran dass Kafka Infrage stellt dass das Paradies, oder dessen Frieden je von Menschen Hand zerstörbar sein könnte. Es muss schlicht unzerstörbar sein, wenn es mehr als eine Gartenidylle gewesen sein soll. Oder?
Wobei wir wieder bei Kafka wären. Vielleicht irgendwann wenn man wieder Lust auf Kafka hat, aber noch keine Lust auf den „Prozess“ hat, blättert man wieder ungezwungen hin und her und landet womöglich wieder bei den Aphorismen, die ein guter Einstieg in Kafkas Denken sind, und findet folgendes **„Wahrheit ist unteilbar, kann sich also selbst nicht erkennen; wer sie erkennen will, muss Lüge sein.“** , womit man beim Dilemma der Gründlichkeit Kafkas wären, denn in seiner Gründlichkeit sägt er oftmals am Ast auf dem er sitzt.
Aber vielleicht liegt der Fehler ja auch darin dass man davon ausgeht dass das Paradies zerstört worden ist, vielleicht hat sich das Paradies nur verwandelt, und wer sie erkennen will muss sich nochmals verwandeln und zur Lüge werden.
Wer sagt denn dass Lüge teilbar ist, sie steht nur am anderen Ufer der Wahrheit, die unzerstörbar wie das Paradies ist aus dem wir nicht vertrieben worden sind, weil wir nie da waren. Ist doch klar, oder?
Oder nicht?

shg

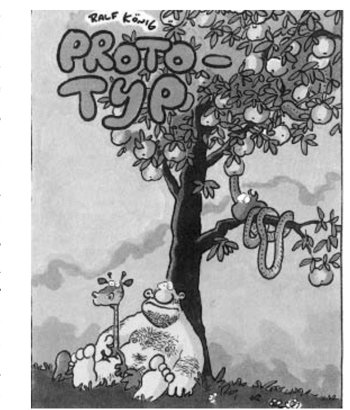


Das Paradies und stetiges Hoffen auf noch paradiesischere Zustände – im Kinderbuch

Es mag verwundern, dass man sich einen Tiger und einen Bären zu Ratgebern der Lebensführung erwählt. Jedoch besitzen Janoschs Helden eine solche Anmut, dass man nicht umhin kommt sie zum Thema „Paradies und Unzufriedenheit" zu zitieren. Im schmalen, so warmherzig illustrierten Kinderbuch „Oh, wie schön ist Panama" wird der paradiesische Sündenfall neu aufgelegt. In die sich selbst genügende Autarkie von Tiger und Bär („Uns geht es gut, denn wir haben alles, was das Herz begehrt und brauchen uns vor nichts zu fürchten") schwimmt eines Tages eine Bananenkiste mit der Aufschrift „Panama". Und der unwiderstehliche Geruch dieser Kiste lässt den Bären kirre werden: „In Panama ist alles viel schöner" redet er Tiger ein und schon beginnt eine lange, den Glücksort suchende, Odyssee. Sie endet nach Befragung diverser Tiere wieder am Ausgangspunkt, freilich mit gereiftem Blick, denn plötzlich ist ihr Land „Viel schöner als alles, was ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. – Da brauchen wir nie, nie wieder wegzugehen." Ein Plädoyer fürs Horizont erweiternde Reisen, fürs (wieder) Wertschätzen – Können dessen, was man hat. Was aber manchmal (leider) erst dann sichtbar wird, wenn man es (für kurze Zeit) verlässt, getrieben von der (fixen) Idee es müsse andernorts noch viel lebenswerter sein als zuhause. Schön, dass Tiger und Bär in ihr Paradies (mit warmen weichen Sofa) zurückdurften und nicht unbarmherzig ausgesperrt wurden.

lr

Janosch: Oh, wie schön ist Panama. Beltz: 2009. 48 Seiten



Ralf König: Prototyp

„Vitamin C, Kalium, Pektine, Fruktose, Flavonoide, Phenolsäuren, Erkenntnis."

Das sind die Inhaltsstoffe eines Apfels, aufgezählt von einer Stimme aus dem Himmel. Dabei ist die Erkenntnis nur durch einen göttlichen Betriebsunfall hineingeraten; fatalerweise, denn nachdem Adam in den Apfel gebissen hat (die gehörnte Schlange mit Namen Luzi kann natürlich nichts dafür), wird er sehr nachdenklich, zitiert abendländische Philosophie von Epikur bis Hoimar von Ditfurth und verfällt dem Atheismus. Zwangsläufig, würde ein Richard Dawkins meinen – in diesem Fall aber ein klarer Irrtum: Adam teilt sich die Comicseiten nicht nur mit dem Teufel, sondern auch mit Gott. Und (hallo, Darwin!) mit allerlei Getier, zum Beispiel einer Kurzhalsgiraffe.
Ein Fortsetzungscomic, der über ein paar Wochen verteilt in der Frankfurter Allgemeinen erscheint und dann zum Büchlein geheftet wird, ist nicht wirklich eine theologische Fachpublikation. Daher geht aus der Geschichte auch nicht hervor, was Gott hier eigentlich ist. Manchmal ähnelt er dem religiösen Establishment, das sich auf ihn beruft; dann gibt er etwa zu, er habe den Prototyp Mensch hauptsächlich zum Glauben und Lobpreisen geschaffen, will vermeiden, daß die Fortpflanzung Spaß macht, und arbeitet an der Umlaufbahn der Sonne. Aber er zeigt auch geradezu nietzscheanische Selbstkritik und nennt sich selbst eine bloße Metapher. Adam ahnt ansatzweise, daß der eigentliche Gott seiner Welt der ist, aus dessen Zeichenstift sie alle stammen: Gott ist (siehe Psalm 47, 7-8) König. Im letzten Kapitel ist er alt geworden, hört schlecht und eignet sich höchstens noch als Gute-Nacht-Märchen für Kain und Abel – Adam erzählt es ihnen, denn Eva hat Gott und Schlange nie kennengelernt. Dafür wird sie zur Pionierin der Eifersucht; Frau gibt es zwar außer ihr noch keine – aber (ogott!) die Giraffe.
So ist das mit Adam. Nach dem Proto-Typ veröffentlicht die FAZ übrigens derzeit (seit Januar 2009) den Arche-Typ. (Wer das wohl sein mag? Notfalls in der Genesis nachlesen, ein paar Seiten weiter.) Und auf Ralf Königs Homepage (www.ralf-koenig.de) disputiert Moses mit dem Herrn über die zehn Gebote. Woher diese Hinwendung zu biblischen Themen? Vielleicht hat sie damit zu tun, daß diverse Kirchen den Cartoonisten König nicht so mögen. Er sie auch nicht. Sollte übrigens jemand die gewohnten Königschen Inhalte vermissen, kann er sich immer noch die Geschichte von Adams erster Erektion anschauen. Von Seite 24 bis 28. Und dann wäre da noch (pfui!) die Giraffe.

caru

Ralf König: Prototyp. Rowohlt Verlag GmbH, November 2008 (2. Auflage). 112 Seiten, klerikal in schwarzem Leinen mit Einlegebändchen und Goldprägung.

Raumkapitän Sed's Logbuch

Der mysteriöse Nebel (Teil 7)

Raumkapitän Sed befindet sich mit seinem schnellen Sternenkreuzer Echo in den unendlichen Weiten und Längen von Zeit und Raum auf der Suche nach Swesda Klubniku, einem - der Überlieferung nach – paradiesischem Planeten. Wir erinnern uns: Die Erde wurde durch einen hinterlistigen Schlag des düsteren Lord Zozwo unbewohnbar. Nur ein kleiner Teil der Menschheit konnte sich auf Raumarchen in Sicherheit bringen. Sed und seine Crew wurden ausgeschickt um ein neues zu Hause für die Überlebenden zu finden. In der letzten Folge überschlugen sich einmal mehr die Ereignisse: Die Echo entkommt in letzter Sekunde dem schwarzen Wirbel von Golgomoth und entdeckt im Schatten desselben einen merkwürdigen Sternennebel während auf Noah 5, der Arche auf welcher sich Seds hochschwangere Verlobte Aptica befindet, eine Meuterei im Gange ist.

„Ziemlich dicht, was?", knurrt Grep und schraubt an einem Oszilloskop. Sed starrt stumm durch die Scheibe der Steuerkanzel in den fluoreszierenden Nebel der sich vor ihrem Schiff ausbreitet. Schließlich macht er eine lässige Handbewegung in Richtung des Sensorscreens und sagt: „Schon, aber nur hinsichtlich der Optik. Irgendetwas passt hier nicht. Wie kann etwas von derart geringer physikalischer Dichte soviel Licht emittieren?"
„Ich verstehe nicht viel von diesen Dingen, bin ja nur ein Navigator, aber wie kommst du darauf dass es dieser Nebel ist, der das Licht aussendet? Kann nicht dahinter irgendetwas leuchtendes sein und das Licht bricht sich nur am Sternenstaub, oder so ähnlich?", fragt Grep.
Der Astro-Kapitän wiegt seinen Kopf bedächtig zwischen den hoch dekorierten Schultern, schiebt die Unterlippe zweimal vor und zurück. Dann geht ein Ruck durch seinen Körper und die Augen beginnen mit der Kraft der Entschlossenheit zu leuchten, welche ihm in vielen gefährlichen Missionen das uneingeschränkte Vertrauen seines Teams eingebracht hatte. „Es gibt nur einen Weg es herauszufinden. Die ganze Besatzung an die Geräte, sofort! Wir fliegen da hinein!"
Wenige Augenblicke später ist die kleine Crew vollzählig und hantiert emsig an den unzähligen Konsolen, Hebeln, Schaltern und Rädchen die sich im Cockpit der Echo befinden. Cat, der linke Arm der Maschinistin ist nach ihrem kleinen Unfall auf Yogda noch immer bandagiert, gibt schließlich das letzte OK und Sed setzt den Metagravitationsantrieb auf 3,5 Kubiksekundenmeter. Langsam setzt sich der Kreuzer in Bewegung und taucht in die Nebelwand ein, welche sich - gleich einem Vorhang - hinter ihm schließt.

Vorsichtig richtet sich Aptica in ihrer Schlafkoje auf. Es ist ruhig, die peruanischen Zwillinge, mit denen sie das kleine Zimmer teilt, schlafen noch. Auch von den Gängen hört man nur mehr gelegentlich das sanfte Schnaufen der hydraulischen Schleusen. Sie würde gern wissen wer nun das Kommando über die Noah 5 hat. Aber in ihrem Zustand wäre es unvernünftig, die sichere Kabine zu verlassen und im Bordticker gab es auch keine Nachrichten mehr seitdem die Unruhen auf dem Schiff begannen. Wäre nur Sed bei ihr. Schon seit 4 Tagen gab es keinen Kontakt mehr zur Echo. Auch wenn Aptica spürt, dass ihr Geliebter wohlauf ist, würde sie gern seine Stimme hören. In dieser ewigen Nacht des Alls schmerzt die Einsamkeit noch mehr.

Staunen macht sich in den Gesichtern der Echo-Crew breit. Sogar Sed, der schon so manches gesehen hat, braucht eine Sekunde bis er die Szenerie, die sich ihnen plötzlich auftut, realisieren kann. Bei dem vermeintlichen Nebel handelt es sich, wie es nun offenkundig wird, vielmehr um eine gigantische Blase in deren Innerem ein eigenes Planetensystem versteckt ist. „Wo kommt das denn alles her?", murmelt Moc, der Raumschiffsjunge. „Das war schon alles hier - wahrscheinlich - nur unsere Geräte haben das alles nicht erkannt", schlaumeiert Grep der als einziger noch immer durch die Scheibe stiert, während der Rest der Besatzung bereits versucht einen Schluss aus den verrückt spielenden Armaturen zu ziehen.
„Jetzt wird es interessant", meint Sed schließlich, „Wir versuchen auf einem der kleinen Zwillingsmonde zu landen" und deutet in Richtung des nächstgelegen Planeten.
Grep, inzwischen wieder an seinem Steuerpult, schüttelt den Kopf, schraubt nach einem für uneingeweihte nicht ersichtlichen System an der Unzahl von Reglern und Schaltern die sein Schaltbrett überziehen und diagnostiziert gedankenverloren: „Da gibt es keinen Planeten und keine zwei Monde. Keine Gravitation messbar. Egal welche Wellen ich losschicke, da wird nichts reflektiert..."
Sed, der mehr seinen durch viele Abenteuern geschärften Sinnen als der Technik traut, wendet ein: „Und wieso können wir dann alle sehen, dass da etwas ist?"
„Vielleicht ist es nur eine Halluzination, eine Projektion in unseren Hirnen?"
„Dann dürftest du, lieber Grep, all dies nicht wahrnehmen. Wie soll man in einem leeren Raum etwas projezieren?", wirft Cat schnippisch ein.
„Jetzt ist nicht die Zeit für solche Kindereien. Wir landen da und sehen uns das aus der Nähe an!" beendet Sed entschlossen die Diskussion.
Wenige Minuten später hat die Echo die paar Lichtsekunden zurückgelegt und geht in den Anflug. Wegen der ungewöhnlichen Bedingungen übernimmt Sed diesmal das Landemanöver persönlich. Weich setzt das Schiff auf und der Kapitän gibt ein aufmunterndes „Na, wer sagt's denn" von sich, während er bereits seinen Ionenrevolver auflädet und die Handschuhe seines Raumanzugs hervor kramt. Auch Cat und Moc machen sich für einen Ausstieg bereit doch Sed appeliert vorsichtig zu sein: „Solange wir nicht wissen, wo und auf was wir sind, verlasst niemand außer mir das Schiff!"
„Aber Käpt'n, wenn Sie nicht zurück kommen sind wir ja auch verloren, da können wir doch gleich mitgehen", versucht der abenteuerlustige Moc ihn umzustimmen.
„Ich bin noch immer zurück gekommen!", lacht Sed und öffnet die Luke zur Luftschleuse um die Tasche mit seiner Überlebensausrüstung hinauszuwuchten. Mitten in der Bewegung erstarrt er plötzlich und stammelt: „Kommt schnell, da ist etwas in der Schleuse."

Wird Sed seine Fassung sogleich wieder finden? Welche Überraschung wartet auf unsere tapfere Crew? Wird der verschollen geglaubte Bordkoch Dmitri wieder auftauchen? Welches Schicksal erwartet Aptica und wird sie ihren Sed jemals wieder sehen? Auf welche finstere Machenschaften von Zozwo müssen wir als nächstes gefasst sein?
Die Antwort auf diese und viele andere spannende Fragen vielleicht schon in der Nächsten Folge „Sternenschatten ohne Licht".

ra

Connie Palmen

Annäherungen an eine philosophische Schriftstellerin

Es begann mit der Lektüre von „I.M." – dem Buch in dem die Niederländerin ihre Beziehung zu Ischa Meijer auf berührende Art vom verliebten Beginn über das ungeheuer schöne aufrichtige Miteinandersein zweier intelligenter Zeitgenossen bis hin zum schmerzhaften Totalverlust schildert und uns an Liebe und Trauer teilhaben lässt. Es ging weiter mit der „Erbschaft" – dem Buch in dem die Philosophieabsolventin über die Macht der Geschichten und Grundemotionen schreibt und zugleich eine außergewöhnliche Beziehung des Gebens und Nehmens vorstellt. Es endete vorläufig mit der „Freundschaft", wiederum ein Für-den-Anderen-Sein thematisierend, eine große Familiengeschichte aufrollend, die die Freundschaft zweier junger süchtiger (suchender) Frauen und ihren befreienden Bruch erklärbar macht. Es wird weitergehen mit den „Gesetzen", wo sieben ihr untergekommene Männertypen abgeklopft werden…- meine unchronologische Lesereise durch Palmens Oeuvre.

Was finde ich nun so bemerkenswert, so lesenswert an dieser (Frauen-)Literatur? Palmen gelingt es auf so reine unschuldige Weise von Beziehungen zu schreiben, dass man sich unwillkürlich an Martin Bubers Appelle zur rückhaltlosen Offenheit erinnert fühlt, zudem den Grundgedanken dialogischer Existenz vorgelebt sieht und ein solches geschildertes glückendes Gelingen uns allen Motivation sein könnte, in der eigenen Beziehung, den für Freundschaft gehaltenen Kontakten mehr Aufrichtigkeit zu wagen. Palmen macht uns Mut, wir mögen uns ohne Scheu uns selbst stellen. Freilich sind wir alle fragil, aber dieser zutiefst menschlichen Verletzlichkeit wohnt kein Makel inne – nur durch das bedingungslose Einlassen auf Ischa, auf Ara, auf Lotte lernen die Gegenüber deren (und ihren eigenen) Kern auch kennen, erlangen ein Verständnis von tiefer wechselseitiger Kenntnis und Bedeutung. Können sich anschicken, den ganzen Menschen, mit dem sie eine Beziehung führen zu lieben und müssen nicht mit Körper oder Geist vorlieb nehmen. Die Aufhebung dieses cartesianischen Dualismus macht sich Palmen explizit zum Ziel – nicht ohne zuvor die schmerzhafte Bewusstwerdung dieses Gegensatzes (incl. des Scheiterns) plastisch darzustellen: in der „Freundschaft" bearbeiten, lieben und trennen sich die letztlich nicht zu vereinbaren wissenden Denkwesen Kit und ihre Freundin Ara, die als große animalische Körperwissende geschildert wird. Erschütternd und für sich allein genommen schon eine Lektüre wert: Kits Brief an Ara, ein Bruch voller Liebe von der Süchtigen, nicht ohne eine Reflexion der Sucht: Alle Süchte sind Versuche, die Sehnsucht nach Freundschaft aus eigener Kraft zu stillen, das heißt ohne dabei von jemand anders abhängig zu sein. Sucht ist Hunger nach Sinn, jedoch ohne dafür die Rolle im Drama der Abhängigkeit von einem anderen lebenden Wesen übernehmen und unter der schrecklichen Angst leiden zu müssen, dass diese Bindung gelöst werden könnte. Wer zuviel isst oder trinkt, macht sich abhängig von etwas, das immer greifbar ist und ihm nicht im Stich lassen kann. Es ist eine bewusst gewählte Gesellschaft mit dem Versprechen auf Ewigkeit. In einer Sucht verbirgt sich die Sehnsucht nach dem Schicksal der Familie, danach der Aufgabe zu entrinnen, vor die man durch ein Leben in Freiheit gestellt ist. (Freundschaft,S.345f)

Palmen hat Ahnung wovon sie schreibt, nimmt sich selbst gnadenlos aufs Korn, zeigt so die Möglichkeiten eines radikalen Enthüllens, der Einlösung des delphischen Orakels „Erkenne dich selbst!" – sie hat Mut sich vermittelst ihrer Charaktere ihres eigenen Verstandes zu bedienen. Und lehrt uns (in modifizierter, aber durchaus stoischer Kenntnis), was wir uns nicht geben können und wofür wir, wir allzu oft und allzu schnell unverdienterweise auf unsere Autarkie so stolzen Wesen, des Anderen bedürfen: Liebe, Respekt, Bewunderung, Bedeutung haben nur in einem Zwischenraum Platz, in dem unsichtbaren Etwas, das durch eine Verbindung geschaffen wird. Anderswo gibt es sie nicht. Das Allermenschlichste kann man nur geben und empfangen.

lr



theater

aktuelle Vorverrisse

Damit Sie schon heute wissen, was Sie sich in nächster Zeit auf keinen Fall ansehen sollten

Virtueller Theaterraum

Die zum Theater in der Josefstadt gehörigen Kammerspiele scheinen sich indes bewusst zu sein, dass man nicht immer nur alte Hadern aufwärmen kann und zeigen ab 7. Mai Daniel Glattauers „Gut gegen Nordwind" in einer von dem bekannten (Standard-) Autor erarbeiteten Bühnenfassung. Schön und gut, aber welcheR DramaturgIn – der/die zumindest schon einmal selbst im Theater war – kommt auf die glorreiche Idee, einen „E-Mail-Roman", einen, wie's so wunderschön im Klappentext heißt, „Briefroman im Internet-Zeitalter" für die Bühne adaptieren zu wollen. Eine Lesung – meinetwegen, ein Hörspiel – wunderbar, aber was in Goethes Namen soll ein Text über zwei Menschen, Emmi Rothner und Leo Leike (man beachte die Poesie der Namensgebung), die sich abwechselnd E-Mails schreiben, auf dem Theater? Eine Verfllmung vielleicht – wenn es die nicht schon so ähnlich gäbe. „Schreiben ist wie küssen, nur ohne Lippen. Schreiben ist Küssen mit dem Kopf.", heißt es im Text. Schlechtes Theater ist wie Kopfweh, nur ohne Tabletten. Schlechtes Theater ist mit dem Kopf gegen die Wand schlagen, heißt es ab Mai in den Kammerspielen.

Die Talisman-Sensation



Offene Münder! Vor Überraschung ergraute Sommerpelze! Ganz was Neues: Nestroy in der Josefstadt! Am 21. Mai hat unter der Regie von Michael Gampe die Posse „Der Talisman" von Johann Nestroy Premiere. Warum auch Aktuelles spielen, wenn Otto Schenk seinen Rollentext noch im Langzeitgedächtnis gespeichert hat. Aber nicht nur das hat sich das uraltehrwürdige Theater in der Josefstadt gedacht, es erkennt in dem Stück über die soziale Wirklichkeit im Biedermeier auch eine der „reizvollsten und aktuellsten" Satiren Nestroys. Der Glücksritter Titus Feuerfuchs, der aufgrund seiner roten Haare gemieden wird, erklimmt die Karriereleiter zum Gärtner, Sekretär und schließlich Universalerben mithilfe einer schwarzen, blonden und grauen Perücke. Schlussendlich kehrt er zur Wahrheit, zur großen Liebe und zum Rotschopf zurück. Da menschliche Charakterschwächen nicht der Mode unterworfen sind, hat man mit dem Verweis auf die Aktualität des Stücks sogar auf Umwegen Recht, aber sozialkritisches Theater im achten Bezirk zu erwarten, wäre dennoch mehr als übertrieben. Erstens traut die Josefstadt ihrem Publikum anscheinend nicht zu, die Aktualität zu erkennen und empfIndet die Notwendigkeit, die Analogie zwischen farbigen Perücken und Hautfarben zu erklären. Und außerdem ist ja das Stammpublikum der Wiener Josefstadt allseits bekannt, nichts mehr zu wünschen, als im Theater auf die Ungerechtigkeiten der Welt aufmerksam gemacht zu werden. Um dann allabendlich von der Josefstädterstraße bis zum Parlament zu marschieren, wo sie für eine bessere Existenz kämpfen, damit solche Theaterstücke nicht mehr gezeigt werden müssen.

bri

DAS FUSSBAD JESU

* Zum ersten
Mal unangenehm auf-
gefallen waren sie ihm
bei einer Hochzeit in Kanaa,
Galiläa, auf der er und seine
Apostel zu Gast waren. * „Was
stinkt denn hier so, ist etwa ein Aus-
sätziger unter uns?“, frug sich in sei-
nem Geiste Jesus, der gerade dabei war,
Wasser in Wein zu verwandeln. Die Ursa-
che seiner Nasenirritierung erkannte er in
den Schweißlern des Petrus, der, seine San-
dalen ausgezogen, neben ihm auf einem Sitz-
kissen lümmelte. Aber auch die andern Apostel-
füße waren keinen Deut appetitlicher, wie sich
in einer Sondersitzung zum Thema Apostelsche
Fußpflege herausstellen sollte. * „Jessas Maria“,
murrte Petrus, den Jesus zur Fußkontrolle mit elf
weiteren Jüngern barfuß Habt Acht stehen ließ.
Petrus war nicht der einzige Stinkfüßer. Dem an-
gewiderten Blick Jesu bot sich ein Meer aus ein-
gewachsenen Zehennägeln, Nagelgrind, Zehen-
käse, Hühneraugen, Kräuselhärchen und allem
Erdenklichen, das auf schmutzigen Füßen zu
finden ist. „Herr im Himmel, eure Kasler sehen
aus, als kämet ihr vom Tal der Leprakranken.“
Judas versuchte vergeblich seine Füße zu ver-
leugnen und machte den daneben stehen-
den Matthäus für deren Geruch verantwort-
lich. * „Meine Herren, ich wünsche mir in
Zukunft etwas mehr Körperpflege, vor
allem was die Fußregion betrifft… Und
wenn’s nicht anders geht, werd’ ich
das regelmäßig kontrollieren müs-
sen…“ * Die nächsten Wochen
taten sie wie Jesus von ihnen
verlangt; bald aber hatten sie
seine Fußpredigt verges-
sen und verfielen ihren
alten, schleißigen
Reinigungsritua-
len. Selbst

Jesus war mit seinem Vorhaben inkonsequent, es
gab ja schließlich viel wichtigere, wunderlichere
Dinge zu tun, als Fußkontrollen abzuhalten. *
Viel, viel später, in Betanien oder Jerusalem oder
weiß der Teufel wo, auf jeden Fall nicht unweit
von einem Ölberg, kam das Thema Fußhygiene
dann doch wieder auf den Tisch. Vielleicht weil
dort Thaddäus seine froschigen Gnubbelzehen
unmanierlich aufgestützt hatte. Alle antreten und
Habt Acht stehen, das kennen wir schon. Betreten
blickten die Jünger auf ihre Füße, wie kleine Kin-
der, die etwas Schlimmes angestellt und dafür
Schimpf kriegen sollten. * „In was für einem er-
bärmlichen Zustand eure Füße sind, da muss
man sich ja genieren mit euch… Zur Strafe gibt’s
kein Betthupferl… Stattdessen werde ich euch
die Grundregeln der Fußwaschung am prakti-
schen Beispiel lehren, so wahr mir Gott helfe.“ Als
Jesus diese Worte gesprochen, ging ein Raunen
durch die Apostelmenge; viel lieber hätten sie
weiter an ihrem Granatapfelparfait genascht und
den Römerwitzen der beiden Jakobusse ge-
lauscht. Die ganze gute Stimmung war wie weg-
gewaschen. Unbeirrt entledigte sich Jesus seiner
Überkleider, band sich die Kochschürze um, unter
deren Schutz Petrus vorhin das letzte Abendmahl
gezaubert und ließ Thomas ein bottichgroßes Be-
cken mit warmem Wasser füllen. Die Fußwa-
schung konnte beginnen. Aber halt, da fehlte
doch wer. * „Wo ist Petrus?“ Nachdem man den
Abtrünnigen draußen im Olivenhain entdeckt
hatte, schickte man ihn sofort zu Jesus. * _Da_
sprach Petrus zu ihm: Nimmermehr sollst du mir
die Füße waschen! Jesus antwortete ihm: Wenn
ich dich nicht wasche, so hast du kein Teil an mir.
(Joh, 13, 8) * „Lieber hab ich kein Teil an dir, als
dass du mir die Füße einseifst. Beginnst du erst
mal mit Ribbeln und Wuzeln, dann lach’ ich mich
kaputt.“ * „Ich sehe, mein Bruder, du bist sehr
kitzlig. Ausnahmsweise darfst du sie dir selbst
säubern.“ Die anderen Zwölf aber mussten vor-
treten, Platz nehmen und ihre Stampfer ins Fuß-
bad stecken, wo Jesus sie dann schrubbte und
bürstete, polierte und feilte, Erde und Dreck so-
gar regelrecht von ihnen runterkratzte.

Er wusch die
missratenen Spin-
nenzehen des Bar-
tholomäus, schabte Leh-
mkrusten von Philippus’
grazilen Frauenfüßchen, er-
läuterte beim Reinigen der vielen
Zehenzwischenräume, worauf es
beim Fußwaschen ankäme und zeig-
te sich über die gehorsame Aufmerk-
samkeit seiner Jünger äußerst zufrieden.
Weil das Beckenwasser, das mit jeder Wa-
schung trüber und dunkler wurde, Simon zu
schmutzig und Andreas schon zu kalt war,
musste zwischendurch mal neues geholt wer-
den. Die laue Drecksbrühe schüttete Johannes
einfach unter den nächstbesten Olivenbaum.
Nach und nach verwandelten sich alle 24 apöst-
lichen Schmutzfüße in sauber gepflegte, wie
frisch geölte Babypopos glänzende. * _Als er nun_
ihre Füße gewaschen hatte, nahm er seine Kleider
und […] sprach zu ihnen: […] Wenn nun ich, euer
Herr und Meister, euch die Füße gewaschen
habe, so sollt auch ihr euch untereinander die
Füße waschen. (Joh, 13, 12ff.) * Sprachs und
ging hinaus, um sich unter dem gleichen Oli-
venbaum zu erleichtern, wo Johannes vorhin
das alte Fußbad entsorgt hatte. Im Gehen
warf er einen flüchtigen Blick auf den Inhalt
seiner Jesussandalen: Ungewaschene, käsi-
ge Füße, die dringend einer Pediküre be-
durften. Er seufzte. * An Jesus hatte
wieder mal keiner gedacht, nicht ein-
mal er selbst. Na ja, was soll’s, mor-
gen war ohnehin Kreuzigung. * Er
konnte doch nicht wissen, dass
ihn später mal Millionen von
Menschen zuhause oder an-
dernorts bloßfüßig auf-
hängen würden.

(Bagger, 9, 1).

die Abrissbirne